Wir werden uns wiedersehen.

Eine

Unterredung

nebst einer

Elegie

von

D. Karl Christian Engel.

K. KREISBIBLIOTHEK REGENSBURG

Göttingen,

gedruckt bey Friedrich Andreas Rosenbusch.

1787.

[1.]

Wir werden uns wiedersehen.

Eine

Unterredung

nebst einer

Elegie

von

D. Karl Christian Engel.

K. KREISBIBLIOTHEK REGENSBURG

Göttingen,
gedruckt bey Friedrich Andreas Rosenbusch.
1787.

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Elegie.

Bald vielleicht — und hab ich nur hienieden
Nicht vergebens für die Welt gelebt;
Hab ich nur der Tugend hohen Frieden
Und der Gottheit Beyfall mir erstrebt;
Nur erst diese *) Hyder ganz besieget,
Die mit stets erneuerter Gewalt
Meinen Geist bekämpft: o so genüget
Mir auch stets, gescheh es noch so bald! —
Bald vielleicht erbebt mein ganzes Wesen,
Und der Bote meines Schöpfers kömmt,

Jenes

*) Die Sinnlichkeit.

Jenes große Räthsel mir zu lösen,
Das so sehr den Sterblichen beklemmt.
Freunde, wenn dieß Herz denn nicht mehr schläget,
Das, auch wenn es eigne Noth ertrug,
Doch, zum Mitgefühle leicht erreget,
Brüderlich bey eurer Wonne schlug;
Wenn nun dieser Mund auf ewig schweiget,
Der, so oft euch Muth und Trost gebrach,
War ich gleich durch Mitleid selbst gebeuget,
Muth und Trost ins kranke Herz euch sprach;
Wenn nun diese trautesten Genossen
Meiner Seele, die aus Zärtlichkeit
Gegen euch oft heimlich überflossen,
Nichts mehr sehen — weder Lust noch Leid;
Und wenn dann im weissen Schlafgewande,
Wohlgeschmückt, mein kalter Leichnam liegt —
Wohlgeschmückt, weil mit dem holden Tande
Noch zuletzt die Liebe sich genügt: —
Freunde, um mein weiches Bett von Spänen
Steht ihr dann, versenkt in euern Gram
Um den Freund, der von der Erde Scenen
Und von euch den bittern Abschied nahm.

Still=

Stillbetrachtend, mit gefaltnen Händen,
Mit gesenktem Haupte steht ihr da;
Und mit Augen, die den Blick nicht wenden,
Und mit leisem Schauder steht ihr da;
Weilt mit Pein, die euch, wie Wonne, reizet,
Bey des Freundes moderndem Gebein;
Ach, und jeden seiner Züge beizet
Euch der Harm tief ins Gedächtniß ein;
Und, wie lächelnde Gespenster, wallen
In der Dämmrung eurer Phantasie
Holde Bilder von den Freuden allen,
Die der Gott der Freundschaft uns verlieh.
Dann gedenkt ihr zärtlich alles dessen,
Was mich eurer Liebe werth gemacht;
Nicht die kleinste Tugend wird vergessen;
Meiner Fehler nur wird nicht gedacht.
Drauf — ein Ruhesanft zu meinem Schlummer! —
Drückt ihr mir die ungelenke Hand
Einmal noch, und der gepreßtre Kummer
Fällt in Thränen hin auf mein Gewand.
Möge da mein Geist euch noch umschweben,
Dieses Leichenopfers sich bewußt,

Und — er wird sich freudiger erheben! —
Der Unsterblichkeit in eurer Brust!
Hier, wo es mein Ehrgeiz sich erkohren,
Bleibe mir ein rühmlich Denkmal! Hier!
Gehe sonst mein Name nur verloren,
Und die Nachwelt wisse nichts von mir!
Wenn ihr dann, von Florens Hauch' umdüftet,
Wo ihr noch mich zum Gefährten habt,
Euer Herz von schwüler Sorge lüftet,
Und im Schooße der Natur euch labt;
Wenn zu euerm liebevollen Kreise,
Um ein stilles, ihr geweihtes Fest
Zu begeistern, sich die sanfte, weise,
Ernste Freude segnend niederläßt;
Oder, wenn ein Ungemach euch kränket,
Und die Vorsicht eure Tugend übt:
Dann, o ihr Geliebte! dann gedenket
Meiner noch, der euch so treu geliebt!
Nahe vor des Grabes dunklem Schlunde
Wird mich diese Hoffnung noch erfreun:
Denn, mein liebstes Glück auf diesem Runde
War es stets, von euch geliebt zu seyn,

Und nicht eine treue, warme Zähre,
Die ihr einst noch meinem Staube zollt,
Gäb' ich hin um aller Helden Ehre,
Gäb' ich hin um aller Berge Gold!

Ach! daß Jahre doch so schnell verlaufen!
Daß man doch der Zärtlichkeit Genuß
Vom Geschick' mit so viel Furcht erkaufen,
So viel Gram oft nachbezahlen muß!
Mögt' er doch vergehen, all der Flitter,
Der so reizend um die Sinne spielt!
Machte dieß den Todeskelch so bitter
Für den Geist, der sich unsterblich fühlt?
Nein! die Trennung von den Theuren, welche
Seligkeiten hier ihm selbst gewährt —
Dieß, dieß ist der Wermuth in dem Kelche,
Den der Bleibende zur Hälfte leert!

Mondenlang hat schon mein Herz getrauert,
Seit ich jene *) Freundinn eingebüßt,
Die so ewig, als mein Daseyn dauert,
Die-

*) Die so allgemein beliebte und bedauerte sel. Hofräthinn Bouchholtz in Schwerin.

Diesem Herzen unvergeßlich ist!
O die Liebeswerthe! o die Gute!
Die auf einmal es so ganz gewann;
Schon in jener heiligen Minute,
Da die Freundschaft unter uns begann;
Deren Antlitz nie mit einer Falte,
Als des gütgen Lächelns, mich empfing;
Deren Blut bey meiner Freude wallte;
Deren Ohr an meinen Klagen hing;
Deren Mitleid, tröstend durch des Tones
Und der Mienen Wehmuth, manches Weh,
Das mich quälte, wie der Saft des Mohnes
Einer Wunde Schmerz, besänftigte;
Die auch mich, mit innigem Vertrauen,
Ihre Lust, ihr Leid empfinden hieß;
Mir auch niemals ihre Gunst erlauen,
Noch mich jemals Laune dulden ließ;
Die mir tausend frohe Stunden schenkte:
Denn ihr Umgang war der Reize voll;
Und selbst dann, wann mich ein Leiden kränkte,
War mir doch an ihrer Seite wohl!

O du, meine Freundinn, meine Schwester!
(Denn du liebtest mich ja schwesterlich,
Und auch Blutsverwandtschaft hätte fester,
Inniger mich nie geknüpft an dich!)
Bruder-Thränen sind's, die ich dir weine!
Als dein Geist dem Staube sich entrang,
Da zerbrach der ird'schen Ketten eine,
Die so fest den meinigen umschlang.
Ueberall steht's meinem innern Blicke
Freundlich da, dein angenehmes Bild!
Füllt die überall empfundne Lücke:
Doch, sie bleibt mir ewig ungefüllt!
Dort, wo ich so gern im Stillen weile,
Wo ich oft, seit deinem Tode, saß,
Und des Eitlen Trug, des Lebens Eile,
Und der Zukunft hohen Zweck ermaß;
In den einst mit dir besuchten Haynen —
O sie sind mir traurig-angenehm! —
Ist mir oft, als säh ich dich erscheinen,
Säße dir zur Seite, wie vordem,
Und als faßtest du mit sanfter Rechte
Bey der Schulter, bey der Hand mich an;

Wie du sonst, daß ich mich freuen mögte,
Liebreich mich ermunternd, oft gethan.
Wenn mit ihren tausend Lieblichkeiten
Gottes Schöpfung mein Gemüth erquickt:
So gedenk ich der verschwundnen Zeiten,
Da ich sie mit dir zugleich erblickt;
Und, so oft ich von geliebten Höhen
Nach den Oertern, die uns Lust verliehn,
Ringsumher gerührt mich umgesehen,
Sucht zuletzt mein trüber Blick auch ihn,
Jenen Tempel, deine Ruhestäte,
Und der Schwermuth heiligstes Revier,
Wo so manchmal ich dein Grab betrete,
Und beklommen seufze: Hier! — ach hier!

Wenn die Nacht mit ihrer schwarzen Hülle
Den entschlafnen Erdkreis nun bedeckt;
Wenn sich Stille, wie des Grabes Stille,
Ueber dieses weite Grab erstreckt,
Und ich mich umsonst nach Ruhe sehne:
O so stellt sich, traurig, wie sie war,
Oft noch jede tiefbewahrte Scene

Deines Abschieds meiner Seele dar!
Ach, ich saß bey deinem Lager, sahe,
Wie der Tod so weite Schritte nahm,
Und bald deinem kostbarn Leben nahe,
Und noch näher und ganz nahe kam.
Kürzer ward dein Odem, zu gerinnen
Fing dein Blut an, kalt bethaut verblich
Stirn' und Wange, mit erstorbnen Sinnen
Lagst du Theure — da verließ ich dich! —
Doch, noch eh ich dich verließ, entglühte
Meine Brust, und, vor Betrübniß krank,
Sagt' ich dir für alle deine Güte
Meinen letzten — unvernommnen Dank.
Ach ich sah ein trauriges Gewirre
Drauf um deinen Leichnam her entstehn;
Sah des mütterlichen Grames Dürre
Lechzend, nur um eine Zähre, flehn;
Sah, wie sehr der edle Greis, dein Gatte,
Für sich selbst und seine Waysen litt,
Welchen Schmerz er zu bestreiten hatte,
Wie er, ungern tapfer, ihn bestritt;
Sah, wie deine Schwester, die Getreue!

(Denn

(Denn sie war's! Sey dieß ihr Ruhm, ihr Stolz!)
Bald nur Seufzer hatte, bald aufs neue
Glücklicher in Thränen nur zerschmolz;
Fühlte deiner ältern Kinder Klagen,
Die sich itzt auf ihrer Jugend Bahn
Allzufrüh beraubt, mit bangem Zagen,
Deiner Leitung, deiner Obhut sahn;
Da die Kleinsten in der Unschuld spielten,
Und nur sahn, daß ihre Mutter schlief,
Aber nicht verstanden und nicht fühlten,
Wie so tief! wie unerwecklich tief!

Gott! Als sie nun schlug, die finstre Stunde,
Der Verwesung in den kalten Schoos
Dein Gebein zu senken; nun die Wunde
Jedes Herzens stärker sich ergoß;
Als mit trostlos klagender Geberde,
Nie zuvor mit gleichem Weh bekannt,
Itzt die liebe, mutterlose Heerde,
Wie betäubt, vor deinem Sarge stand,
Und die Güte, die bisher sie führte,
Ihr gehabtes, ihr verlornes Glück,

Sie

Sie beym letzten Anschaun zehnfach rührte;
Als man, was bis diesen Augenblick,
Noch des theuern Restes zu geniessen,
Unsre karge Zärtlichkeit verschob, —
Als man, ihn auf ewig zu verschliessen,
Jtzt den fürchterlichen Deckel hob,
Und nun strömend Aller Thränen flossen —
Gott! da hätte dein gebeugter Freund,
Dich zu wecken, gern sein Blut vergossen,
Und vor Freuden in sein Blut geweint!
Hätte dich den Deinigen ertheilet,
Es gesehn, wie sie sich dir genaht!
Und mein Geist wär froh emporgeeilet
Auf den Schwingen einer grossen That! — —

Und so mußte schon in Todes-Schatten
Dein so heitrer Mittag übergehn?
Fruchtlos seyn der Mutter und des Gatten
Und der Schwester und der Kinder Flehn?
Und der Freunde, deren Herzen brannten?
Und das Mitflehn einer ganzen Stadt?
Denn wo war von allen, die dich kannten,

Einer, der nicht um dein Leben bat?
Und doch hätte billig, dir zum Lohne
Deiner Tugend — wähnen wir gerührt —
Einst dich noch des Alters Silber-Krone,
Wie zuvor der Schönheit Kranz, geziert;
Und du hättest von den werthen Sprossen,
Deren Blüthen du so wohl gepflegt,
Auch der edlen Früchte noch genossen,
Welche künftig deren jede trägt.
Doch, nicht den geringern Lohn, den größten
Hat bereits dein Gott dir zuerkannt,
Und indeß, um unsern Gram zu trösten,
Uns die holde Hoffnung hergesandt.
Hemmet, sprach sie, hemmt die bittern Zähren
Um die Theure, die vor euch erblich:
Denn nicht ewig wird die Trennung währen;
Aber Gottes Huld währt ewiglich!
Er, die Liebe selbst, er kränket nimmer
Ohne weisen, väterlichen Grund;
Und er trennet zwar, doch nicht auf immer,
Einer frommen, treuen Liebe Bund.
Einst wird euer Daseyn sich verjüngen!

Dann,

Dann, dann werdet ihr sie wiedersehn,
Die Unsterbliche verklärt umringen,
Und der Vorsicht gnäd'gen Rath verstehn!
Dann, dann schaut ihr mit unnennbarn Freuden
Noch zurück auf das verlaßne Grab,
Und preist den Allgüt'gen, daß es Leiden,
Daß es Tod und herbe Trennung gab!

Einlei-

Einleitung.

Moritz und Wilhelm, beyde nicht edel von Geburt, aber edel von Seele, waren die innigsten Freunde von ihrer lallenden Kindheit an. Sie hatten stets gemeinschaftlich gespielt und gelernt, zu gleicher Zeit die nemliche hohe Schule besucht und wieder verlassen, und so einige zwanzig Jahre lang in einer fast ununterbrochnen Verbindung mit einander gelebt. Einige Verschiedenheit gab es zwar in ihrer Gemüthsart; doch mehr nicht, als um durch einen sanften Contrast sich einander desto interessanter zu werden. Moritz hatte etwas ernsthaftes, stetiges, sanftes in seinem Wesen; und sein

Lieblings=Studium war die Philosophie. Diese trieb Wilhelm, der an der Naturgeschichte vorzüglich Geschmack fand, nur ziemlich beyher; gleichwohl mochte er mit seinem Freunde gerne über allerley Gegenstände disputiren; doch, ihm zum Ruhme sey es gesagt, ohne Heftigkeit und ohne Rechthaberey. Auch deswegen liebte ihn Moritz; weil er so im Umgange mit ihm, häufig Gelegenheit fand, seine Ideen mitzutheilen, und sie schon dadurch, noch mehr aber durch Hebung der aufgeworfnen Zweifel von allen Seiten besser zu entwickeln. Wilhelm war übrigens, wie sein Freund, gutmüthig, offenherzig, theilnehmend; aber zugleich auch, was dieser nicht war, etwas leichtsinnig und von lustiger Laune, oft sogar bis zu einiger Ausschweifung. Traf es sich dann, wie es sich doch, zum Glücke für ihn, nur selten traf, daß ein etwas wich=

wichtiger Unfall ihn in dieser Laune störte: so konnte er vor Ungeduld oder Schmerz leicht ausser sich gerathen. Seine Leidenschaft war dann eine auflodernde Flamme, die zwar bald genug wieder erlosch; aber doch in dem Augenblicke des Aufloderns gefährliche Wirkungen drohte. Auch besaß Wilhelm eine Wißbegierde, die nicht grösser seyn konnte, und von Jugend auf hegte er den lebhaftesten Wunsch, wo möglich, ein zweyter Tavernier zu werden. Einigermassen war ihm sein Wunsch gewährt worden. Denn seit fünf Jahren hatte er, als Begleiter eines vornehmen jungen Herrn, die Wollust genossen, eine langsame Reise durch die meisten Länder von Europa zu machen. Jetzt war sie geendigt und er kehrte mit einer guten Pension und mit einem Reichthume von nützlichen Kenntnissen in sein Vaterland und in die zärtlichen Arme seines

besten Freundes zurück. Nie hatte er mehr Ursache gehabt, froher Seele zu seyn, und nie war er es mehr gewesen. Aber auch nie hatte er bisher ein so herbes Leideu erfahren, als welches eben jetzt seine ganze herzliche Freude verderben sollte. Seine einzige Schwester, und, ausser einem betagten Oheime, das einzige Geschöpf, welches ihm von Bluts wegen verwandt war — denn seine Eltern hatte er nicht mehr kennen gelernt — Diese Schwester, die er mit einer ungetheilten und daher äusserst feurigen Zärtlichkeit liebte, war gestorben, und nur wenige Stunden vor seiner Ankunft erhielt Moritz die traurige Nachricht in einem Schreiben des Oheims, bey dem sie auf dem Lande gelebt hatte. Moritz, der seinen Freund kannte, der es ohnehin wußte, daß dieser bald nach seiner Zurückkunft den Oheim und die theure Schwester besuchen wollte,

war in nicht geringer Verlegenheit. Er fand es nicht rathsam, ihm sogleich und ohne weitere Vorbereitung kund zu machen, was er ihm doch auch nicht lange verbergen durfte. Er entwarf sich indessen einen Plan. Erst gönnte er ihm einen vollen Tag zur Erhohlung von seiner ermüdenden Reise und zum Genusse des Vergnügens, welches er, nach einer so langen Abwesenheit, in seinem Geburts-Orte und in dem Cirkel seiner alten Bekannten nothwendiger Weise empfunden haben müßte; wäre er auch von Natur weniger zur Freude gestimmt gewesen. Nur so viel ließ er sich vor der Hand gegen Wilhelm merken, daß seine Schwester sehr kränklich wäre; gab ihm nachher auch einige ältere Briefe des Oheims zu lesen, die schon etwas mißlich lauteten. Doch darauf achtete der leichtmüthige Jüngling eben nicht sehr; der süße Taumel seines Herzens gab

es nicht zu, und von Gefahr ließ er sich noch nichts träumen. Moritz überließ sich indessen sichtbar genug einer Schwermuth, wozu er ausserdem noch einen Grund hatte, der ihn selbst zunächst anging. Diesen sollte sein Wilhelm vorläufig erfahren, und dadurch erst gebeugt werden, damit er sanfter zu Boden geworfen würde. Auch wollte er, ehe dieß noch geschähe, ihm, so zu reden, einen Pfühl unterlegen; indem er sein Gemüth nicht bloß mit Schwermuth, sondern auch mit tröstlicher Hofnung erfüllte. In dieser Absicht führte er seinen Freund, dem jetzt nachgerade Moritzens Trübsinn auffalfallend ward, den dritten Tag nach seiner Ankunft nach einem abgelegnem, zu der zwiefachen Entdeckung gleichsam eingeweihtem Orte, und — nun lese man weiter!

Wir werden uns wiedersehen.

Moritz. Wilhelm.

Moritz. Hier, mein Wilhelm! Hier wollen wir ausruhn! Und hier nochmals willkommen in deiner Heymath! (Er umarmt ihn) Nun setze dich hieher. Du siehst, die Natur hat diesen Sitz gerade für zwey, die sich lieben, mit ihrem weichsten Moose bepolstert; und ich habe lange genug einsam darauf gesessen. Denn während deiner Abwesenheit — — (seufzend) O es waren mir fünf lange Jahre, Wilhelm!

Wilhelm. Glaube nur, liebster Moritz, du hast mir auch immer gefehlt. Ich habe des Vergnügens nicht wenig gehabt, es ist wahr! aber, mein Herz war zu sehr an dich gewöhnt; es schmachtete nicht selten, wenn meine Neugierde schwelgte, und

etwas, wie Heimweh, mischte sich in alle meine Ergötzungen. Sonst würde ich in der That vollkommen glücklich gewesen seyn; und das soll nun einmal kein Sterblicher. Indessen war es immer mein Trost, daß ich doch am Ende alle gesammelten Kenntnisse dir mitzutheilen, alles genoßne Vergnügen mit dir noch einmal zu genießen hofte. — Je nun! Obs denn fünf Jahre oder so viel Tage waren! Sie sind vorbey! Und schon die Wonne des Wiedersehens — nicht wahr, liebster Moritz? — schon die ist Vergeltung genug für den Schmerz einer so langen Trennung!

Mor. (nachdrücklich) Die Wonne des Wiedersehens! Ja, ja!

Wilh. So laß uns ihrer denn auch recht genießen. Es war ein guter Einfall von dir, daß wir so allen Störungen ausgewichen sind, um ruhig mit einander von Dingen reden zu können, die uns beyde am meisten interessiren. Der Ort hier ist ungemein schicklich dazu.

Mor. Der schicklichste unter allen! und der heutige Tag ist es auch!

Wilh. Er könnte nicht milder und angenehmer seyn! Mich wundert nur, daß hier zu Lande schon alles so voller Laub und Blüthen ist. (Lächelnd) Wenn ich ein grosser Herr wäre; so würden die hiesigen Dichter die schönste Gelegenheit haben, mir ein Compliment zu machen. Die Natur, könnten sie sagen, sey zu meinem Empfange so geeilt. Dichterisch genug wäre der Einfall, aus der Natur eine Hofdame zu machen. Doch würden sie freylich auch nicht die ersten seyn, die ihn hätten. Aber, wie bin ich denn recht daran? Sind wir wirklich noch im April? oder haben wir schon den ersten May? Ich glaube fast.

Mor. Den ersten May! ganz recht! Wir wollen ihn mit einander feyern, mein Lieber, wie man heilige Tage feyert. Er ist es werth, und der Tag meiner Geburt wird mir künftig nicht heiliger seyn, als dieser!

Wilh. Nein wirklich? Meiner Heimkunft wegen?

Mor. (In Gedanken) Freylich!

Wilh. Wie glücklich bin ich, einen solchen Freund zu haben. — Aber, ich bitte

 dich!

dich! Was soll diese empfindsame Miene? dieser hinstarrende Blick?

Mor. (Noch so) Allerdings!

Wilh. Allerdings? Grillenfänger, du träumst! Ueberhaupt ist etwas in deinem Wesen, das mich befremdet; ein gewisser Tiefsinn, von dem ich nicht weiß, ob er Weisheit oder Thorheit bedeute. Du siehst leibhaftig aus, wie ein armer Coridon, dem seine Galathee untreu geworden. Hörst du nicht?

Mor. Verzeihe mir, Wilhelm, ich habe nicht Acht gegeben.

Wilh. Und woran denn gedacht?

Mor. Soll ich dir's sagen? An Tod und Grab!

Wilh. Da haben wir's! Wie kömmt denn aber der Gedanke an Tod und Grab hieher? das möcht' ich wissen.

Mor. O, der ist allenthalben in der Nähe. Selbst mein gegenwärtiges Glück, dich wieder zu haben, erinnert mich an unsere langwierige Trennung, und diese — an die noch weit längre, und doch unvermeidliche!

Wilh. An sich nicht übel! Nur heute, deucht mir, sollten unsre Ideen eine angenehmere Wendung nehmen. Ich wenigstens bin zu Klagen und Nachtgedanken gar nicht gestimmt; die schicken sich zu meiner jetzigen Laune, wie Wasser zum Feuer. Sie gehören ohnedieß mehr in düstre Zimmer, als in eine so reitzvolle, so lachende Gegend.

Moritz. Eben diese Gegend, mein Freund —

Wilh. In Wahrheit! sie ist vortreflich. Welch ein prächtiger See, mit alle dem schwimmenden und schwebenden Geflügel! Wie herrlich an dieser Seite des Ufers die lang hingedehnte Stadt! Und an jener Seite — welch ein bezauberndes Gemisch von Höhen und Tiefen, von Dörfern und Waldungen! Mir ist, als hätt' ich in meinem Leben keine schönere Aussicht gehabt, und ich begreife kaum, wie man bey einem solchen Anblicke melancholische Gedanken hegen könne; und noch dazu an der Seite eines vergnügten Freundes.

Mor. Aber im Ernste, Wilhelm; findest du noch so vielen Geschmack an den Reitzen dieser Landschaft?

Wilh. Ob ich noch finde? Warum noch? Zweifelst du denn daran?

Mor. Du warst von jeher ein so großer Liebhaber des Romantischen, und du hast deine Blicke nun schon so lange an den Herrlichkeiten jener Gegenden geweidet; bist so oft in jenen Paradiesen umher gewandelt, wo die Natur auch die reichste Einbildungskraft der Dichter an Ueppigkeit übertreffen soll. Deswegen war mir zuweilen bange, du möchtest, an dergleichen Scenen zu sehr gewöhnt, ihre Manier in deinem Vaterlande zu alltäglich, zu prosaisch finden. Mir desto lieber, wenn ich Unrecht hatte.

Wilh. Du hattest auch wahrlich Unrecht! Es würde nun freylich die Landschaft nicht verschlimmern, wenn sich auf jene Anhöhen noch der Gipfel des Gotthards, oder sonst ein überflüssiger Felsen der Schweitz hinzaubern liesse. Das Uebrige würde sich dann um so viel schöner ausnehmen. Aber

auch so dünkt mich dieses Land das schönste unter der Sonne.

Mor. Weil es dein Vaterland ist.

Wilh. Eben deswegen. Hier empfing ich mein Daseyn; dieß sind die Gegenstände, die mich zuerst mit mir selbst und mit der Welt bekannt machten; hier genoß ich so viel sanfte, unschuldige, unverkümmerte Freuden, die ersten meines Lebens; und, was noch das wichtigste ist, hier befinden sich meine ältesten, besten Freunde, mit denen ich mich aus den Kinder-Jahren herausspielte.

Mor. Kostbare Erinnerungen! und desto kostbarer, je größer der Unterschied zwischen itzt und **vormals**! Dir also erregt es keine Wehmuth, wenn du an deine harmlose Kindheit zurückdenkst?

Wilh. Weswegen denn auch?

Mor. Freylich wohl! Es ist noch besser, ein glücklicher Jüngling zu seyn, als ein froher Knabe. Hätten aber drückende Sorgen dich deines frohen Muthes beraubt; wäre der jetzige Zustand deines Gemüths das gerade Widerspiel von dem, womit du,

als Knabe, auf jener Wiese den Ball schlugest, oder in dem Gehölze dort den Soldaten machtest: ich wette, der Anblick dieses Gehölzes und jener Wiese würde dich manchen Seufzer, zuweilen auch wohl eine Thräne kosten.

Wilh. Ja dann! Dann wäre es sehr natürlich.

Mor. Nun, so verzeihe mir, und wundre dich nicht, daß ich an deiner Seite Schwermuth pflege. Alles, alles erinnert mich heute an den Verlust einer Glückseligkeit, die so groß, so unendlich reichhaltiger war, als die Glückseligkeit eines Kindes! Dieser Hügel — O Wilhelm! Ich habe dich nicht umsonst hieher geführt. Hier genoß ich einst der seligsten Stunde meines Lebens, und noch hat jeder Grashalm auf diesem Boden, jedes Blatt auf diesen Bäumen für mich etwas heiliges.

Wilh. Wie? Moritz!

Mor. Auch kann ich dich heute noch zu einem andern Hügel führen, wo ich die bittersten, und doch auch die süßesten Thränen, seit meinem Daseyn geweint habe, und

der,

der, so oft ich ihn sehe, noch allemal stärker auf mich wirkt, als selbst die erhabenste Scene der Natur vermöchte.

Wilh. Nun?

Mor. Es ist ein kleiner, armseliger Hügel, nur mit Wermuth und gemeinem Grase bewachsen.

Wilh. Nun denn?

Mor. Ein Grabhügel!

Wilh. Und darunter?

Mor. Das größte Kleinod meines Lebens, meine Geliebte!

Wilh. Deine Geliebte? Und wer — ich scheue mich, darnach zu fragen — wer war sie denn?

Mor. Deine Freundinn, Wilhelm, eben die Grazie, deren Harfenspiel und Stimme dich so oft bezaubert haben.

Wilh. Gott, was sagst du? Karoline Dallmuth?

Mor. War sie nicht eine Grazie? War sie nicht?

Wilh. Wie? Karoline Dallmuth?

Mor. Hat auch einst auf Erden gelebt!

Wilh. Und lebt nicht mehr? Nein, Moritz, sage mir recht.

Mor. Meynst du, ich würde so scherzen?

Wilh. So hast du gestern gescherzt. Auf meine Nachfrage gabst du ja vor, sie wäre bey meiner Schwester. Wie reime ich das?

Mor. Ach! — Es war so eigentlich nicht gemeynt, Wilhelm.

Wilh. Karoline Dallmuth! die schöne, holdselige Kreatur! Meine liebste Freundinn! — Gott, welch eine Nachricht! Ich kann dir nicht sagen, wie sehr sie mich schmerzt. — Ich denke mir und dem lieben Mädchen eine rechte Freude zu machen; bringe ihr da eine auserlesne Sammlung welscher Musicalien mit, und stelle es mir schon recht lebhaft vor, wie sie uns vorspielen und vorsingen wird — und sie ist todt! Aber, um des Himmels willen! was hat sie denn so dahingerafft? Sie war ja so gesund! Sie blühte ja, wie eine Rose!

Mor. Und war auch so zart, wie eine Rose! Erkältung nach einem Tanze war die un=

unglückliche Ursache! Drey Monate hindurch sah ich sie allmählich hinwelken, und endlich — —.

Wilh. Vermaledeytes Tanzen! Das hat schon so manche blühende Jugend vernichtet! — Warum tanzte sie auch!

Mor. Es war Ball, lieber Wilhelm. Sie konnte nicht gut umhin, und — sie tanzte so herrlich!

Wilh. Ach, was hilft es, wenn man sich noch so herrlich ins Grab tanzt! Sie hätte doch vorsichtiger seyn sollen. Sie wird sicher der Sache zu viel gethan, und dann kalt darauf getrunken haben.

Mor. Beydes nicht! Ein schneidender Zugwind holte sie plötzlich durch. — Es war nicht ihre Schuld! Es war Verhängniß!

Wilh. Ein sehr trauriges! — Und das hast du mir bis diesen Augenblick verhelt?

Mor. Um es dir hier zu sagen. Hier, wo ich ehmals das erste Geständniß der Liebe von ihr eingetauscht, den ersten Kuß auf ihre Lippen gedrückt habe; und wo seitdem das theuere Mädchen so oft neben mir ge-

 sessen,

sessen, — auf eben der Stelle, Wilhelm, die du einnimmst.

(Wilhelm steht auf, betrachtet die Stelle einige Augenblicke, und weint)

Siehst du, auf diesen geweihten Boden wollt' ich am liebsten deine Thränen um sie hinabträufeln sehen, in dieser Einsamkeit deiner theilnehmenden Betrübniß ungestört geniessen. — Und dann! Es ist heute gerade ein Jahr, daß sie starb! der erste May war ihr Todestag!

Wilh. So früh! So früh mußte sie ihrer beweinten Rosalie ins Grab folgen? — O es tönt mir noch in den Ohren, das Ruhe sanft, das Gute Nacht, welches sie ihr so oft, so wehmüthig nachsang! Ich sehe sie noch vor mir sitzen, in dem aschgrauen Kleide mit rothen Schleifen! Ja wahrhaftig, Moritz; du hast Recht! Sie war eine Grazie! Ewig Jammer um eine Schönheit und Tugend, wie die ihrige.

Mor. Guter Wilhelm! Schönheit ist kaum eines Seufzers werth, und ihre Tugend? — ihre Tugend starb nicht!

Wilh. Für uns doch gewissermaßen.

Mor. Beym Himmel nein! Für mich nicht!

Wilh. Geht's aber bey alledem nicht wunderlich zu in der Welt? So mancher Schurke wird ein Greis! so manches alberne Weib prangt mit grauen Haaren! Und eine so edle Seele —

Mor. Gefiel Gott wohl! Darum eilte er mit ihr aus diesem Leben.

Wilh. Ach verzeihe mir Gott! Die Menschheit verliert nur allzuviel an solchen Seelen. Je vortreflicher sie sind; desto länger sollten sie billig unter uns, als Muster, glänzen. — Armer Freund! Was hat dir nun die kurze Verbindung mit ihr geholfen? Nichts! Je glücklicher du warst, desto unglücklicher bist du nun.

Mor. Du betrügst dich, wenn du das meynst. Meine Schwermuth, wenn sie ja den Namen verdient, ist nicht von jener brittischen Art; sie verträgt sich mit jeder stillen Freude und ist selber Wollust. Zwar, im Anfange fühlte ich meinen Verlust aufs bitterste. Allein, ich erwog, und ward beruhigt. Jetzt bin ich mit meinem Schöpfer

 zufrie-

zufrieden, und, seitdem die Wunde nur ein wenig ausgeblutet, ist mir diese Zufriedenheit keine lästige Pflicht mehr. — Was mir die kurze Verbindung mit ihr geholfen, frägst du? Sehr viel! Ich fühle es, Freund, ich bin edler geworden durch unsre Liebe. Ihr Tod selbst hat einen so mächtigen, so wohlthätigen Einfluß auf meinen Charakter gehabt, als vielleicht ihr längerer Umgang nicht gehabt haben würde. Kurz, ich habe an Tugend gewonnen, was ich an vergänglicher Wonne verloren habe; und dieser Gewinn ist mir doch am Ende unendlich mehr werth, als alle die süßen Zärtlichkeiten, womit sie mich ein langes Leben hindurch hätte berauschen können. Und ich sollte gegen die Vorsehung murren; die vielleicht — nein, nicht vielleicht — die ganz gewiß nach einem höchstgnädigen Plane mit uns beyden gehandelt hat? — O meine verklärte Freundinn, (indem er seinen Demant-Ring betrachtet) dann würde ich deines kostbaren Vermächtnisses unwerth seyn.

Wilh. Der Ring da? O laß mich ihn darauf ansehn.

Mor. Er ist von ihr, und alle Gruben beyder Indien würden mir ihn nicht bezahlen. Gleichwohl ist er nur Zugabe, nur Siegel des wahren Vermächtnisses, welches ich hier aufbewahre. Ihre letzten Worte meyn' ich, ihren Abschied von mir. Schon damals, als sich ihre schleichende Krankheit äusserlich noch kaum verrieth, und sie sich gleichwohl einer geheimen Ahndung, mir entrissen zu werden, nicht mehr erwehren konnte, nahm sie oft Gelegenheit, mich um meine Meynung vom Zustande des künftigen Lebens zu befragen, und ob man sich dort wiedersehen, ob dort das zärtliche Band, welches der Tod zerrissen, wieder geknüpft werden möchte. Die gütige Seele! Ihre Absicht war, mir davon eine recht lebhafte Ueberzeugung, und so zum voraus eine Quelle des Trostes zu verschaffen. Es gelang ihr. Mit welcher Begeisterung blickte ich in die Zukunft, bevor ich die drohende Gefahr entdeckte. Aber dann ward mein gramvolles Herz oft mistrauisch gegen die Einsichten meines Verstandes; oder vielmehr, es hatte selten Ruhe genug, um auf

jene zu achten. Desto geschäftiger war Karoline, mich zu beruhigen. Du weißt, sie besaß einen so festen Charakter, als man ihn bey einer so zarten Bildung nicht hätte vermuthen sollen. Noch wenige Stunden vor ihrem Tode, als ich in stummer Betäubung, und mit dem starren Blicke der Verzweiflung vor ihrem Bette da saß, faßte sie mich zärtlich bey der Hand, und bat mich, nicht allzutraurig zu seyn. Unsre Liebe, sprach sie, war nicht vergeblich! Wie könnte das unser allgütige Schöpfer wollen? Nein, nein, lieber Moritz, wir sehen uns wieder, und vielleicht bin ich der erste selige Geist, der dich künftig umarmen wird. Drauf gab sie mir diesen Ring, und bat mich, so oft ich hieher ginge, ihn allemal am Finger zu haben, und mich dann unsrer Liebe und unsrer gemeinschaftlichen Hoffnung zu erinnern. — O liebster Wilhelm! Dereinst! Wir werden dereinst uns wiedersehen! wieder mit einander glücklich seyn! Eine trostvolle Wahrheit!

Wilh. Zum wenigsten ein sehr natürlicher Wunsch! Wir hegen ihn alle.

Mor. Schon Grundes genug, denke ich, ihn nicht für vergeblich zu halten. Meynst du nicht auch?

Wilh. Ey nun! Ich hoffe mit dir. Man hofft ja so gerne, was man wünscht.

Mor. Und so oft vergebens!

Wilh. Leyder nur zu oft!

Mor. Also auch hier vielleicht! Nicht wahr? — Du sprichst da aus einem Tone, als trautest du deinem Wunsche nicht; als hättest du Zweifel, ob ihn Gott erhören werde.

Wilh. Ich wüßte eben nicht. Und, wenn ich ihrer nun hätte: sollte ich sie dir entdecken? Es würde ja grausam seyn, wenn ich dir einen so kostbaren Trost verderben, dir gleichsam das Pflaster von der Wunde reissen wollte.

Mor. Es klebt viel zu fest! der Versuch wäre nur umsonst!

Wilh. Wenn auch; schon der Versuch müßte dir wehe thun. Vielmehr gebe ich es gerne zu —

Mor. Nein, Wilhelm, keine Gefälligkeit! kein bloßes Zugeben! Ich gönnte dir

meine Ueberzeugung; um deiner eignen Ruhe willen gönnte ich sie dir. (Seufzend) Denn auch dir könnte ja über kurz oder lang eine Wunde geschlagen werden, welche dieses heilsamen Pflasters bedürfte.

Wilh. So eben ward mir ja eine geschlagen! Wenn ich aber auch dich noch, auch meine Schwester noch bald verlieren sollte — Nein! Das wolle Gott nicht! — Ach! Ihr beyde seyd mir so ganz ans Herz gewachsen! Und auch **dort** möchte ich so gern euer Freund, euer Gesellschafter seyn, der ich es **hier** war. Gib mir also, wenn du kannst, die Gewißheit, daß ich es werde. Es zu hoffen, ist etwas überaus angenehmes; aber doch nur gehofft, gemuthmaßt; und um Muthmaßungen ist es doch immer nur ein misliches Ding.

Mor. Nicht immer! Was auf so sichern Gründen beruhet, unsern zuverlässigsten Begriffen von Gott und unsrer eignen Natur so gemäß ist, als die Hoffnung des Wiedersehens, — nenne es immerhin gemuthmaßt; für uns ist es **Wahrheit**.

Wilh. Viel gesagt!

Mor. Desto besser, wenn nur mit Grunde gesagt. Denn, sollte das nicht Wahrheit für den Menschen seyn, was in dem System aller seiner übrigen Begriffe und Einsichten einen festern Zusammenhang, dessen Gegentheil aber eine Lücke in demselben hervorbringt! Oder rechnest du etwa jene Hoffnung unter die abgeschmackten Märchen einer aberwitzigen Phantasie, mit welchen die Vernunft nichts zu schaffen hat?

Wilh. Nicht doch! Nur ist die Frage, ob hier die **Vernunft** entscheiden, ob sie Gewähr leisten könne. Dieß, dächte ich, käme nur der Offenbarung zu; und, meines Wissens, gab die uns darüber keine Verheissung.

Mor. So ganz ausdrücklich wohl eben nicht. Inzwischen lehrt sie doch eine Auferstehung, ein Weltgericht; redet von Schaaren der Gerechten, die um den Thron des Höchsten versammelt sind; gibt Gleichnisse, worin eine fortdauernde Bekanntschaft zum Grunde gelegt wird, u. s. w. Lauter Winke, die gar nicht zweydeutig —

Wilh. Aber doch für den Wunsch eines Liebenden viel zu unbestimmt, viel zu allgemein sind.

Mor. Immer schon hinreichend, denk ich, unsre Hoffnung zu rechtfertigen, zu bestätigen. Doch davon lieber ein andermal, wenn wir das heilige Buch zur Hand haben.

Wilh. Nun gut! Was sagt also die Vernunft dazu? Wie steht es um die innre, eigenthümliche Wahrscheinlichkeit jener Hoffnung? Rede, lieber Moritz! Wenn er hier zugegen ist, der Geist unsrer Karoline; o so wird er dir gerne zuhorchen.

Mor. Der Geist meiner Karoline! Ach Wilhelm! Wie war er doch so edel, so liebenswürdig! Mit welchen Kräften, welchen Vollkommenheiten begabt! Wie strebte er doch mit so raschem Erfolge immer vorwärts! Und dennoch! — Dennoch schien er im Tode zu vergehen!

Wilh. Dank sey es der Offenbarung! Der Schein kann uns nicht mehr täuschen.

Mor. Ja, wir sind ihr freylich den größten Dank schuldig, daß sie uns durch

ihr Zeugniß so gänzlich beruhigt hat. Gesetzt nun aber, sie hätte der Unsterblichkeit nie mit einer Sylbe gedacht; hätte der unmündigen Vernunft keinen andern Unterricht je ertheilt, ausser den: **Gott sey die Liebe; In allem, was er thue und anordne, sey lauter Weisheit und Güte, und Glückseligkeit seiner Geschöpfe der Zweck von allem.** Was würde dann die Vernunft uns von diesem Gott erwarten heissen, ewigen Tod oder ewiges Leben?

Wilh. Unstreitig das letztere. Auch dann würde sie reden, wie sie durch den Mund ihres Moses geredet hat. Sein Phädon! Das dritte Gespräch insonderheit! — Wohl zehnmal habe ich es gelesen, und ich kann dir nicht sagen, mit welcher Wollust, welcher Ueberzeugung.

Mor. Aber mein Freund, das Herz glaubt ja so gerne, was es wünscht. War ihm zu Gefallen nicht etwa dein Verstand zu leichtgläubig?

Wilh. Hier gewiß nicht! Die Wollust, die ich empfand, hatte ihren Weg zum Herzen

zen durch den Verstand genommen. Sie entstand erst aus der Ueberzeugung.

Mor. Ich glaub es dir gerne. Die Vernunft kann auch den Gedanken der Vernichtung eben so wenig ertragen, als das Herz. Und mit dem Betruge, den ihr das Herz spielen könnte, hat es so leicht auch keine Gefahr. Es ist selber nur kleingläubig, wo es etwas so wichtiges gilt. Schon der trügliche Anschein, die Schrecknisse des Grabes, unsre Unbekanntschaft mit dem **Wie** einer künftigen Existenz können es irre machen. Die Vernunft hingegen spottet des allen, und, voll jener ewigen Grundwahrheit, findet sie selbst **in der Furcht vor dem Tode eine Verheissung der Unsterblichkeit.**

Wilh. O gewiß! Selbst in der Furcht vor dem Tode!

Mor. Nun denn! **Und in den Quaalen der Trennung?** Warum sollte uns denn **hier** der Schein täuschen? Warum sollte die Vernunft dieses Labsal für die schmachtende Liebe, die Hoffnung des Wiedersehens, nicht aus eben der Quelle schöpfen

sen, aus welcher sie den Trost der Unsterblichkeit schöpft, und welches die Quelle unsers Daseyns und aller unsrer Glückseligkeit ist, — der Güte Gottes? Es hat damit die gleiche Bewandniß, oder ich müßte mich durchaus betrügen.

Wilh. Die gleiche Bewandniß? Sollte es wohl?

Mor. Sollte es nicht?

Wilh. Laß mich lieber noch ein wenig zweifeln, um nachher desto fester zu glauben. Was die Unsterblichkeit betrifft — ja, die steht mit allen übrigen Begriffen, die wir von dem Charakter unsers Urhebers haben, in einer nothwendigen Verbindung, gegen die sich nichts gesundes einwenden läßt. Glückseligkeit war der Zweck der Schöpfung, und kann nicht aufhören, es zu seyn. Ohne Daseyn aber ist keine Glückseligkeit möglich; mithin ist die Vernichtung unsrer Seele in klarem Widerspruche mit Gottes Güte, da doch unsre Fortdauer nie unmöglich werden kann. Unsterblichkeit ist uns also gewiß! Hingegen —

Mor. Gut! Ist es denn Gott nur um die Menge der Glücklichen zu thun? nicht auch um das Maaß ihres Glücks? Er will alle mögliche Geschöpfe, nicht auch alle mögliche Glückseligkeit dieser Geschöpfe?

Wilh. Das bedarf keiner Frage. Seine Güte ist unendlich!

Mor. Auch seine Weisheit! Keinen Trieb, keine Fähigkeit hat sie umsonst gemacht; sie, die kein überflüssiges Stäubchen schuf.

Wilh. Eine ausgemachte Wahrheit. Wenn es nur eben so erweislich ist, daß unsre künftige Glückseligkeit, um die vollkommenste zu seyn, unsern gegenwärtigen Begriffen von ihr entsprechen müsse. Wie? wenn es sich anders damit verhielte? Vielleicht — denn, bei aller Partheylichkeit gegen mich selbst, darf ich doch eine solche Voraussetzung nicht ungeprüft gelten lassen — vielleicht ist jene Anhänglichkeit an gewisse Personen, vielleicht sind alle geselligen Triebe überhaupt nur zu den Zwecken dieses Lebens tauglich. Der Zustand einer vollendeten Seele ist vielleicht ein Zustand

der

der gänzlichen Absonderung, da ihr ganzes Wesen, so zu reden, nur in Gott lebt, und ihr Gott alles allein ist.

Mor. Ein sehr sonderbares Vielleicht!

Wilh. Immerhin! Es ist gedenkbar. Doch von selbst möchte ich schwerlich auf diese Idee gerathen seyn, die ich einem spanischen Einsiedler abborge.

Mor. Sie ist auch ganz im Geschmacke eines Einsiedlers. Aber, wie geriethst du daran?

Wilh. Als ich den Monserrat *) besuchte, war ich neugierig genug, die höchste von den Einsiedeleyen dieses berühmten Gebirges zu erklettern. Ich that es mit einer Gefahr, die ich erst droben recht inne ward, als ich auf einer unermeßlichen schroffen Höhe da stand, von wannen die Rückkehr in die Unterwelt beynahe unmöglich schien. Wiewohl dieser Anblick benahm mir den Muth nicht. Allein, die todte Einsamkeit rings um mich her, worin, ausser mir, kein lebendiges Wesen, auch nicht einmal ein Lüftchen, webte, diese voll-

komm-

*) S. Thicknesses Reisen.

kommne Einsamkeit erregte mir ein Grausen, welches mir bald unerträglich fiel; und mein Einsiedler konnte nicht so erstaunt seyn, als ich froh war, da ich endlich seine Zelle, oder vielmehr seine Höhle fand. Unser Gespräch erräth sich von selbst. Es betraf natürlicher Weise seine Person, seine vormaligen Schicksale, seine jetzige Lebensart; und von dem allen will ich dir ein andermal schon mehr erzählen. Was mich aber am meisten Wunder nahm, war die Heiterkeit seines Gesichts; indem mir sein Zustand, als der traurigste vorkam, worin sich ein menschliches Wesen befinden könnte. Dieß war freylich nach meiner Empfindung geurtheilt.

Mor. Und sehr vernünftig, sehr wahr, deucht mir.

Wilh. Ich entdeckte ihm meine Gedanken freymüthig. Nein, guter Alter, sagte ich zu ihm, du bist unmöglich so zufrieden, wie du vorgibst. Du lebst ja in deiner Kluft, wie in einem ofnen Grabe, und hast niemand, mit dem du ein Wort wechseln, nicht einmal ein Thier, welches du

strei-

streicheln könntest. Gestehe nur, du bist oft in Versuchung, ein Gelübde zu bereuen, welches dir allen Umgang raubt. Denn wohl sehr selten wird so ein Waghals zu dir herauf klettern.

O mein Sohn, gab er lächelnd zur Antwort, du hast noch keinen Begriff von wahrer Glückseligkeit. Siehst du! Ich bin auch in dem Gewühle dort unten gewesen; habe sie auch geschmeckt, die Freuden des Lebens, selbst die, welche Freundschaft und Liebe gewähren; und gleichwohl danke ich Gott, daß ich sie alle dort unten gelassen habe. Nenne meinen Aufenthalt ein Grab, wenn du willst. Ich bin freylich der Welt abgestorben; aber dafür genieße ich jetzt der Ruhe eines Seligen. Zwar der Entschluß, mich von allem zu scheiden, kostete mich anfangs einen Kampf, der wohl nicht jedermanns Sache ist, einen Todeskampf gewissermaßen; und wer weiß, ob ich gesiegt hätte, wenn nicht der Verlust eines geliebten Weibes, und die Untreue eines Mannes, der mein Freund war — Doch weg mit solchen Erinnerungen! Sie rühren mich wei-

 ter

ter nicht, seitdem ich über die Schwachheiten der Natur hinweg bin. —

Mor. O der Heilige!

Wilh. Genug, was ich verloren habe, ist, wie ich jetzt finde, etwas sehr geringschätziges. —

Mor. Wie? Ein Weib, ein geliebtes Weib etwas sehr geringschätziges? Das sagte er?

Wilh. Ja! Gottlob, fuhr er fort, daß ich frey bin. Ungestört vom Geräusche der Welt, ungereizt von irdischen Begierden, ungefesselt von Banden, welche der Tod doch zerreissen würde, sehe ich seit dreissig Jahren auf alles Eitle mit Verachtung hinab, und lebe hier bloß meiner Seele und meinem Gotte. Mich ganz in sein Anschaun zu versenken, ihn mit andächtiger Inbrunst zu verehren, alles zu vergessen, um, ausser ihn, nichts zu kennen, noch zu lieben: diese Seligkeit ist nunmehr das einzige Bedürfniß meines Herzens, und der Wunsch, von dem Leibe befreyt zu werden, der einzige, den ich noch hege. So ungefähr sprach er, und —

Mor.

Mor. Und war also sehr froh, daß du nur gingst.

Wilh. So schien es doch eben nicht. Wenigstens gab er vor, mein Besuch habe ihn ergötzt, und, indem er mich zum Abschiede umarmte, fielen ihm sogar ein paar Thränen in den grauen Bart.

Mor. Bey diesen Thränen, Wilhelm! Er belog sein Herz! Es war noch nicht so ganz todt für seines Gleichen. Mag er indessen in seiner Einsamkeit zufrieden und glücklich gewesen seyn, welches ich kaum glaube —

Wilh. O doch! Oder er müßte mit Mund und Stirne gelogen haben.

Mor. Mag er es denn! Allein, wenn er eben so glücklich, ja noch glücklicher zu seyn glaubte, als der thätige Menschenfreund unter seinen Brüdern ist: o dann verstand er sich selbst nur schlecht auf wahre Glückseligkeit.

Wilh. So erhellt aber doch aus seinem Beyspiele, daß unsre Seele sogar dann schon, wann sie noch von den Banden der Sinnlichkeit umgeben ist, durch Religion

allein hinlänglich beglückt werden könne, um keines Umganges mit andern Geschöpfen zu bedürfen, oder, mit David zu reden, um nichts nach Himmel und Erde zu fragen. Und, wenn sie nun zerrissen sind, jene Bande; wenn die fromme Seele in ein geistiges Leben versetzt, in eine weit nähere Gemeinschaft mit ihrem Urheber getreten ist: sollte sie da nicht die vollkommenste Seligkeit schmecken können, auch ohne das Zuthun irgend eines endlichen Wesens? Könnten nicht mithin, der göttlichen Güte unbeschadet, ihre Verbindungen mit der gesammten übrigen Welt im Tode gänzlich aufhören? Es wäre doch möglich.

Mor. Eben so möglich, als ihre Vernichtung, ja, als die Vernichtung der ganzen Welt; aber auch eben so widersinnig. Lieber, denke dir, wenn du kannst, die ganze Schöpfung, wie ich mir, jener Idee zu Folge, den Aufenthalt der Seligen denken müßte, als einen Monserrat, einen Sammelplatz von Einsiedeleyen. Jedes Geschöpf, unmittelbar durch den Wink des Schöpfers entstanden, und von allen seinen

nen Mitgeschöpfen ganz abgesondert, habe seinen Bezirk für sich allein. Da sauge denn der Mensch einsam an seinen Gedanken und der Bär an seinen Pfoten. — Wie wolltest du aber einen solchen Haufen von Kreaturen nennen? Eine Welt? — Wenn Gott diesen einzigen Erdball erschaffen, und den einzigen Adam darauf gesetzt hätte; könnte sie dann eine **Welt** heissen, diese Schöpfung?

Wilh. Nein! So wenig ein Blatt, worauf ein Wort, oder eine Zeile geschrieben steht, ein Buch heissen kann.

Mor. Aber, wenn tausend Blätter zusammengeheftet, und sie alle von Wörtern gedrungen voll wären, nur stände bey jedem Worte ein Punctum, weil es mit seinen Nachbarn nichts zu schaffen hätte; wär's nun ein Buch?

Wilh. Der äusserlichen Form nach wohl, aber wahrlich nicht dem Inhalte nach.

Mor. Ein einzelnes Wort, oder tausend einzelne Wörter — das ist, in dieser Rücksicht, einerley. Wo das wesentliche ei-

nes Buches, Sinn und Zusammenhang gänzlich fehlt, da hat man eigentlich gar kein Buch, und, je dürftiger jenes vorhanden ist, ein desto schlechteres. — Eben so: eine Welt, worin nichts, oder doch nicht alles in Verbindung stände, wäre gar keine Welt, oder doch eine höchst mangelhafte. Und kann sie das seyn? Müssen nicht in dem großen Werke, welches der ewige Geist zum Denkmal seiner Vollkommenheiten bestimmt hat, alle und jede Theile in der genausten gegenseitigen Beziehung stehen? nicht insgesammt, ohne Ausnahme, zu einem herrlichen Ganzen vereinigt seyn? — Oder sollte er das Buch der Natur, nachdem er es einmal allen denkenden Wesen aufgeschlagen, vor irgend einer lehrbegierigen Vernunft, nach den ersten flüchtigen Blicken, zumachen, um es ihr nie wieder zu öfnen? Ich könnte ihm eben so leicht die Vernichtung meiner Seele zutrauen. Noch mehr! Eine Seele, die aus der allgemeinen Verkettung der Dinge gerissen würde, wäre in der That so gut, wie vernichtet.

Wilh. In Ansehung der übrigen Wesen freylich wohl.

Mor. Nicht das allein! In ihrer eignen Natur müßte sodann eine Veränderung vorgehen, die einer Vernichtung ähnlich wäre. Denn die groben Bande der Sinnlichkeit sind es wahrlich nicht allein, die uns an unsers Gleichen festknüpfen. Der gesellige Trieb ist unsrer Seele so wesentlich, als nur immer dem Magneten seine anziehende Kraft. Nimm ihm diese, und der Magnet ist zernichtet. Nimm jener ihre Geselligkeit, und sie ist nicht mehr das nehmliche Wesen. Aber vielleicht um desto vollkommner? um desto glücklicher? Frage dein innerstes Gefühl.

Wilh. O das gab die Antwort lange zum voraus! Wenn nur dem Gefühle zu trauen ist.

Mor. So frage deine Vernunft! Sie wird es eben so sehr verneinen. Unsre Seele ist zu einem unaufhörlichen Wachsthum an Glück und Vollkommenheit bestimmt. Das glauben wir doch?

Wilh. Es wäre Frevel, das nicht zu glauben.

Mor. Aber jede geistige Vollkommenheit hat, ihrer Natur nach, ein Thätigseyn zum Grunde, und die vollkommenste Seele ist unstreitig auch die thätigste; wiewohl es umgekehrt von der thätigern nicht allemal, nicht in jedem Betrachte, gelten mag, daß sie auch die vollkommnere sey. Kann also der unthätigste Zustand wohl jemals der vollkommenste, der glücklichste werden?

Wilh. Das habe ich auch nicht behauptet.

Mor. Allerdings! Ein ganz isolirter Geist, meyntest du, könne doch wohl im Besitz der höchsten Glückseligkeit seyn. Gleichwohl kann man sich kaum einen unthätigern Zustand gedenken, als den eines solchen Geistes. Denn Thätigkeit will doch irgend eine Veranlassung, irgend ein Ziel haben. Je zahlreicher daher die Gegenstände, die einen Stoff zur Beschäftigung darbieten; je mehr der Verbindungen, je mannichfacher die Verhältnisse, in welchen

man steht: desto mehr Möglichkeit, thätig zu seyn, ist auch vorhanden. Nun aber — von allen übrigen Wesen auf ewig geschieden; alles dessen beraubt, was von aussen her seinen Kräften eine Veranlassung, eine Richtung gäbe; ganz in sich selbst eingekerkert — wo fände da jener nunmehr Gegenstände, auch nur seine innre Wirksamkeit hinlänglich und unaufhörlich zu beschäftigen? Etwa in sich selbst? Ach! der armselige Vorrath von größtentheils dunkeln, unrichtigen, verstümmelten Begriffen, die er hier ehmals aufgesammelt hätte, würde gar bald erschöpft seyn, nud dann? —

Wilh. Aber die Gottheit, lieber Moritz! Wäre die Gottheit ihm nicht Gegenstandes genug?

Mor. Die Gottheit, lieber Wilhelm? Er selbst würde sich ewig unbekannt geblieben seyn, hätte ihm nicht die Schöpfung einen Spiegel vorgehalten. Und die Gottheit sollte er aus sich selbst erkennen? in seliger Erkenntniß und Liebe derselben, ohne länger zu lernen, dennoch immerdar fort-

fortwachsen? Um aber zu lernen, bedarf es einer fortgesetzten Bekanntschaft mit ihren Werken, eines anhaltenden Studiums ihrer weisen Regierung, einer mitspielenden Rolle auf dem Schauplatz aller Wesen: oder auch — eines ewigen Wunders, einer Offenbarung von Angesicht zu Angesicht! Darauf läuft denn auch freylich die ganze Meynung hinaus. — Doch, wenn auch ein Unterricht von der Art nicht so ganz unstatthaft wäre, als er doch ist — was sollte bey alledem die einsame Seele mit der ihr angebohrnen Thatkraft beginnen? *Was* sollte sie wirken? und *in wem*? In Gott, dem unveränderlichen Wesen, kann nichts verändert, nichts veranlaßt, folglich auch nichts gewirkt werden. Sie könnte mithin nur **denken**, nur **empfinden**; aber nicht **handeln**, nicht einen Gedanken, eine Empfindung ausser sich fortpflanzen, und dadurch Urheberinn einer fremden Vollkommenheit werden. Hätte sie da nicht offenbar an ihrer eignen eingebüßt? Würde sie nicht selbst weit edler und glücklicher seyn, wenn sich der

volle Strom ihrer Thätigkeit, so zu reden, in den wallenden Ocean der allgemeinen Wohlfahrt ergösse; anstatt sich in unfruchtbare Speculationen zu verlieren, wie der Jordan ins todte Meer? Was dünkt dich?

Wilh. Du hast Recht, und ich bin's wahrlich sehr wohl zufrieden.

Mor. Nein! Der gesellige Trieb liegt zu tief in unsrer Natur, stimmt zu genau mit der Wohlfahrt eines jeden und mit der Vollkommenheit des Ganzen überein, um nur zufällig, um vergänglich zu seyn. Die Wollust, Wahrheit zu suchen und zu finden, ist groß! Aber noch größer ist die, das Gefundne mitzutheilen und gemeinschaftlich zu denken. Wann glaubte ich je, meinen Verstand mit einer neuen Einsicht bereichert, irgend einen glücklichen Ausweg aus philosophischen Labyrinthen gefunden, ja nur einen wichtigen Zweifel gegen scheinbare Lehren entdeckt zu haben, daß ich nicht fast mit der Unruhe eines Schwätzers, der jetzt ein Geheimniß erwischt hat, aus meiner Einsamkeit weggeeilt

eilt wäre, um es dir kund zu thun, und darüber dein Urtheil zu vernehmen? Ueberhaupt strebt die Seele, ausser sich Wirkungen hervorzubringen. Je edler sie ist, desto mehr Vergnügen findet sie darin, einen recht ausgebreiteten Wirkungs-Kreis, einen recht wichtigen Einfluß auf andre zu haben. Dann vorzüglich fühlt sie sich, als ein Wesen von Würde und Wichtigkeit, und in so ferne ist unstreitig ein weiser und großer Regent der glücklichsten einer. — Und ein liebendes Paar! — O Freund, ich feyere heute das Andenken meiner Karoline. Jenes unnennbare Glück, das ich an ihrem Busen fand, und nie in meinem eignen Busen würde gefunden haben, begeistert mich noch jetzt mit Entzükken. Mein Blick labte sich an ihrer so redenden, so geistvollen Bildung, mein Herz an den Vortrefflichkeiten ihres Charakters, und zugleich genoß ich des erquickenden Bewustseyns, selbst hinwiederum der Gegenstand ihrer Hochachtung und Zärtlichkeit, mithin — unzählichemale gestand sie mir dieses — der Urheber ihres Glückes

zu seyn. Und glücklich zu machen! — Wehe dem Elenden, der die Wonne nicht kennt! Sie ist die größte! Dadurch ward nun mein Selbstgefühl unaussprechlich veredelt, erweitert, und ich konnte jetzt mich selbst mehr lieben, als zuvor. Nun hatte ich ein zwiefaches, aber innig verwebtes Interesse, und so ward meine persönliche Glückseligkeit mit der ganzen Summe der ihrigen vermehrt. Das war wahrhaftig mehr, als verdoppelt! — O liebster Wilhelm! Und im Himmel? Wenn der Wirkungskreis meiner Seele unaufhörlich erweitert, wenn alsdann das Glück von Tausenden und Millionen mein wird; ich hinwiederum diesen Tausenden und Millionen ein Gegenstand ihrer theilnehmenden Freude bin! Welch eine Summe von Glückseligkeit wird das seyn! Welch ein Wucher über Wucher! Welch ein Tausch von Gedanken und Empfindungen! Welch eine entzückende Uebung aller meiner Kräfte!

Wilh. Vortrefflich! Diese Rechenkunst gefällt mir. Es sollte die Rechenkunst aller Fürsten seyn! Ich wünschte nur, mein

alter Eremit wäre zugegen. Was er wohl sagen möchte?

Mor. Nur nicht, daß ich, über der Liebe zur Kreatur, ihren Schöpfer vergäße! Ein Himmel ohne Religion läßt sich nicht denken. Allein, wo kann auch mehr Religion herrschen; wo wird der Vater aller Wesen und alles Guten besser erkannt, dankbarer geliebt, inbrünstiger angebetet werden, als eben da, wo nur ein allgemeines Interesse herrscht; wo jeder die Vollkommenheiten und die Freuden seiner Mitgeschöpfe für eignes Glück achtet, und, so weit seine Sphäre reicht, aus allen Kräften zu befördern sucht? mit einem Worte, wo Gott einem jeden — nicht **alles allein** — aber **alles in allem** ist! Dieß ist der höchste Grad der Religion und der Seligkeit. — Wir sind demnach zuverläßig bestimmt, wahre Weltbürger zu bleiben, das heißt: mit andern moralischen Wesen in einer thätigen Verbindung zu stehen. — Mit welchen denn aber zunächst? Doch wohl mit unsers Gleichen? mit andern menschlichen Wesen?

Wilh. Das ohne Zweifel!

Mor. Sie, unsre Geschlechts=Verwandte, unsre Brüder, haben das nächste Recht und die meiste Fähigkeit zum Umgange mit uns. Auch mit höhern Wesen mögen wir einst hoffentlich Gemeinschaft haben; allein, sie können unmöglich unsre liebsten Gesellschafter, unsre zärtlichsten Freunde seyn. Der große Abstand zwischen uns und ihnen —

Wilh. Doch nicht zu vergessen, lieber Moritz, daß wir dort vollkommner, als hier, und den Engeln ungleich ähnlicher seyn werden.

Mor. Gewissermaßen; Ja!

Wilh. Und genau erwogen, möcht es doch noch die Frage seyn — —

Mor. Ob?

Wilh. Ob nicht der Umgang mit ihnen mehr Reiz werde für uns haben müssen, als der mit unsern verklärten Mitbrüdern.

Mor. Wie, mein Freund? Bist du hochmüthig geworden? Denkst du künftig

mit

mit Thronen und Herrschaften, wie mit deines Gleichen, umzugehen?

Wilh. Es wäre ja im Grunde so schlimm nicht. Doch Hochmuth ist ein garstiges Ding. Weg mit dem! Der gab mir auch den Gedanken nicht ein. Wie aber, wenn nun eben die großen Vorzüge der Engel und die Natur unsrer Seele ihn rechtfertigten, diesen Gedanken? Denn Wohlgefallen, Bewunderung, Zuneigung, die unausbleibliche Wirkung, die jede geistige Vollkommenheit in richtig gestimmten Seelen hervorbringt, so bald sie nur wahrgenommen wird, muß doch mit ihrer Ursache im Verhältnisse stehen. Die höhere Vollkommenheit rührt uns stärker, wie die geringere, und die Sonne leuchtet uns heller, wie der Mond.

Mor. Das thut aber der Stern nicht, lieber Wilhelm, und ist doch auch eine Sonne. Und in die Sonne kannst du nicht hineinsehen, wie in den Mond. Doch, um lieber dem Gleichnisse ein Beyspiel entgegenzusetzen; schwerlich wird je eine Mutter, bey noch so vielen und noch so sichtbaren

baren Vorzügen, ein fremdes Kind mehr lieben, denn ihr eignes. — Es ist wahr, eine Wirkung muß allemal ihrer Ursache angemessen seyn. Allein, diese richtet sich auch allemal nach der Beschaffenheit des Gegenstandes, auf welchen, und der Umstände, unter welchen sie wirkt. So auch hier. Können die größern Vollkommenheiten der Engel nicht eben so anschauend von uns erkannt werden, haben sie nicht eine eben so nahe Beziehung auf uns selbst, nicht einen gleich starken Einfluß auf unsern eignen Zustand, wie die liebenswürdigen Eigenschaften unsrer Mitbrüder: so mögen sie freylich wohl mehr Bewunderung in uns erregen, aber keine so zärtliche Anhänglichkeit. Ueberdem war auch bloß die Rede von Reitzen des Umgangs.

Wilh. Ey nun! Der wahre freundschaftliche Umgang beruht ja auf gegenseitiger Hochachtung und Zuneigung, wie diese auf Vollkommenheiten.

Mor. Aber sage mir, Wilhelm, würdest du eine Biographie deines Freundes mit mehrerem Vergnügen lesen, oder die

reichhaltige Geschichte irgend eines vortrefflichen Marc-Aurels? mehr in jener den unbedeutenden Charakter, die stille Lebensart, die kleinen Verrichtungen und Tugenden eines Privat-Mannes bewundern, oder hier das Gemälde eines wahrhaftig großen Monarchen, der durch seine erhabne Weisheit, Tugend und Thätigkeit ganze Nationen glücklich gemacht?

Wilhelm. Hier würde allerdings der Freund dem Monarchen nachstehn müssen.

Mor. Ihn also würdest du von uns beyden am meisten verehren?

Wilh. Ich müßte!

Mor. Und auch seinen Umgang dem meinigen eben so weit vorziehen, als deine Ehrerbietung gegen ihn größer wäre, denn gegen mich?

Wilh. Nein, das wohl nicht!

Mor. Aber, wenn du etwa jenen Marc-Aurel unsrer Tage, den wir beyde schon in weiter Entfernung so innig verehren, persönlich kennen, und das Glück haben solltest, ein Augenzeuge von den edlen Thaten seines Verstandes und den

noch

noch edlern seines gütigen Herzens zu seyn; kurz, wenn du die ganze Vortrefflichkeit seines Charakters lebhafter im Sinne trügest, als ein Phidias das Ideal zu einem Gotte — Auch dann nicht?

Wilh. Die Wahrheit zu sagen, auch dann nicht!

Mor. Ehrfurcht ist also wohl nicht der Magnet des Umganges. Allein, du würdest ihn nicht bloß verehren. Ich weiß gewiß, der feurige Enthusiasmus, der alle Gemüther zu jedem großen und guten Fürsten hinreißt, würde dich in hohem Grade beseelen. Du würdest dein Leben für ihn wegwerfen. Und wenn er nun gegen dich insonderheit so viele Leutseligkeit und Herablassung bewiese, daß er schier seinen hohen Stand zu vergessen schiene?

Wilh. Ich würde ihn dennoch nicht vergessen können. Nein! Schwerlich fände doch ein recht vertraulicher Umgang zwischen uns beyden statt.

Mor. Also nicht jede Zuneigung kann Freundschaft, zärtliche, innige Freundschaft und vertraulichen Umgang stiften. Je

 mehr

mehr sie sich der Ehrfurcht nähert, desto nachtheiliger muß sie durchaus der Vertraulichkeit werden. Denn diese, die doch zur Natur der Freundschaft gehört, setzet eine hinlängliche Gleichheit unter beyden voraus. Schon eine gewisse Partheylichkeit für uns selbst, die uns so natürlich, und keinesweges ungerecht ist, macht sie nothwendig. Es ist wahr, wir lieben unsern Freund nicht umsonst, wenn anders unsre Freundschaft etwas werth ist, und uns eine Wahl übrig blieb. Schätzbare Vorzüge müssen wir an ihm wahrnehmen; nur keine solche, die ihn zu weit über uns hinweg setzen. Sonst treten wir mit scheuer Bewunderung zurück, anstatt ihm mit ofnen Armen entgegen zu eilen. Und deswegen, mein lieber Wilhelm, möchte es eben kein sonderliches Glück für uns seyn, wenn wir künftig mit lauter Engeln umgehen sollten, aber keinen menschlichen Engeln. Sie könnten noch weit weniger unsre trauten Gesellschafter seyn, als die Marc-Aurele. Ja, vielleicht dürfte ihr Umgang uns bald zur Last fallen.

Wilh.

Wilh. Nun ja! Sie wären freylich besser mit uns daran, als wir mit ihnen. Allein, daß so liebenswürdige Wesen uns je mit ihrer Gesellschaft belästigen könnten —

Mor. Wenn wir sonst keine hätten, als die ihrige.

Wilh. Ich höre wohl! Allein, wodurch sollte denn die ihrige uns lästig werden? Doch wohl nicht wiederum durch das größre Maaß ihrer Vollkommenheiten?

Mor. Eben dadurch! Ja ich darf sogar kühn behaupten, daß unser Geist noch weniger vermögend seyn würde, das Anschaun der Gottheit zu ertragen, und darin ein vollkommnes Glück zu geniessen; wenn er sich in einer ganz einsamen Existenz befände, und sich nicht wieder, im Umgange mit andern Geschöpfen, erholen könnte.

Wilh. Sonderbar bey alledem, daß der, von aller irdischen Bürde entladne Geist über einem Geschäfte je sollte ermüden können, in welchem doch allemal seine vorzüglichste Seligkeit bestehn wird.

Mor. Freylich sonderbar, wenn keine Unlust das Vergnügen störte; wenn sich ihm lauter Vollkommenheiten darstellten; keine Unvollkommenheiten.

Wilh. Unvollkommenheiten? Hier?

Mor. Hier! Allerdings! Oder meynst du, er würde, über dem seligen Anblicke der Gottheit, sich selbst, die Einschränkung und Ohnmacht seiner Krafte vergessen? Das Nichts seiner eignen Natur nicht in dieser Lage desto inniger empfinden? — Es sind selige Augenblicke für unsern Geist, wenn es ihm manchmal vergönnt wird, der Herrlichkeit Gottes nachzuschauen. Aber selbst der heilige Schauer, der sich dann durch unser Innerstes ergießt, verräth er nicht eine Zuthat von Unlust? Ergreift uns nicht ein banges Gefühl, so oft wir einen Flug ins Unermeßliche wagen wollen? und sinken wir nicht allemal, wie beschämt und ermüdet, ins Gebiet der Endlichkeit zurück? Wie also, wenn unser Geist weiter keinen Gegenstand der Betrachtung hätte, als den Unendlichen und sich? wenn diese an-

strengende Beschäftigung durch keine leichtere jemals unterbrochen würde? wenn er in keinen Verhältnissen stände, die ihm ein tröstendes Gefühl eigner Würde, neue Zufriedenheit mit sich selbst gewährten? Erwäge selbst, wie verächtlich müßte ihm dann nicht sein eignes Wesen vorkommen; wie das äusserst dürftige Selbstgefühl ihm so peinlich werden!

Wilh. Ganz Unrecht hast du wohl nicht. Und doch! — Vielleicht wäre das angenehme Bewußtseyn eines steten Wachsthums an Kräften, einer unaufhörlichen Erweiterung seiner Kenntnisse — ich setze dieß nehmlich, als möglich, voraus, — stärker, als das Gefühl der Einschränkung, und nun bliebe dieses dennoch, was es hier zu seyn pflegt, eine Würze der süßen Ergötzung.

Mor. O Freund, die Gottheit wird immer unbegreiflicher, je mehr man über sie nachdenkt! Der Geist, welcher gleichsam mit unverwandtem Blicke in ihre Tiefen hinschauen sollte, wäre ja durchaus nicht in gleichem Falle mit dem Menschen,

der mitten in der Natur und unter andern Menschen lebt, und der, so bald seine Vernunft unter dem größten ihrer Geschäfte ermattet, allemal zu leichtern Unterhaltungen zurückkehren mag.

Wilh. Es mag seyn! Die Gottheit ist unendlich. Engel hingegen —

Mor. Sind und bleiben uns gleichwohl auch unerreichbar. Wir steigen immer höher; sie desgleichen. Unser Abstand von ihnen wird nicht verringert, und unser mächtigster Aufschwung ist doch nur das Flattern eines Schmetterlings gegen ihren Adlerflug. Was bedeutet doch die größte Ungleichheit unter uns Menschen selbst, in Ansehung der Geisteskräfte, der Gemüthsarten, der National-Sitten, der Lebensart, des Ranges u. s. w. gegen jene Ungleichheit der Naturen? Und doch sind diese Verschiedenheiten gewöhnlich eben so viele Hindernisse eines vertraulichen und zärtlichen Umganges. — Ueberhaupt erfordert es die allgemeine Ordnung, daß sich gleiches zu gleichem geselle. Selbst in dem Wesen der Dinge ist es gegründet.

Die Biene hat ja zur Biene, die menschliche Seele zur menschlichen Seele das allernächste Verhältniß. In jeder andern Gesellschaft wäre die eine, wie die andre, nicht das mehr, was sie nach allen Anlagen ihrer Natur seyn sollte. Keinen Seraph könnten wir je mit der Zärtlichkeit lieben, wie die Seelen von unserm Geschlechte: denn kein Seraph kann uns das werden, was sie uns sind. Was dieser in einem Gedanken zusammenfaßt, ist für uns vielleicht Stoff zu hundert, zu tausend schweren Ideen — wir könnten ihm nicht nachdenken! Was ihm ein sanftes Gefühl ist, möchte für uns, so wir dessen ja fähig wären, schon hinreissende Entzückung seyn — Wir könnten nicht empfinden, wie er! Ein Contrast, der uns demüthigt! Mit jenen aber verbindet uns eine Gleichheit, durch welche allein die vertraulichste gegenseitige Theilnehmung möglich wird; und unsre Liebe zu ihnen vermischet sich aufs genaueste mit unsrer Selbstliebe. Denn das Maaß ihrer Kräfte ist im Ganzen auch das Maaß der un-

frigen; ihre Gedanken und Empfindungen sind unsrer eignen Art zu denken und zu empfinden, ganz angemessen. Decken sie uns ihr innerstes auf; so erblicken wir gleichsam uns selbst in einem hellen Spiegel, und frohlocken über jeden Reitz unsrer Natur, den wir da bemerken. Wir sind daher einander die schicklichsten Gehülfen zur Entwickelung jedes in uns liegenden Vermögens, die vornehmsten Gegenstände der Mittheilung und Thätigkeit, die natürlichsten Freunde und Gesellschafter, mithin, aller Wahrscheinlichkeit nach, von unserm Schöpfer bestimmt, auch künftig eine besondre Geisternation auszumachen. Uebrigens kann es uns gleichviel seyn, ob wir in einer Provinz seines unermeßlichen Reichs beysammen wohnen, oder in mehrere vertheilt werden sollen.

Wilh. Aber, mein guter Moritz; ich hege da eine Meynung, die ich mir äusserst ungerne nehmen liesse. Du wirst vielleicht über mich lachen, daß ich meinen unersättlichen Trieb, immer zu reisen, mit in jene Welt hinüber zu nehmen geden=

denke. Es sey darum! Genug! So gut es mich auch in jeder Provinz meines Schöpfers behagen möchte, wo er es für gut fände, mir meine beständige Wohnung anzuweisen: so würde doch meine Zufriedenheit, deucht mir, noch weit grösser seyn, wenn es mir vergönnt seyn sollte, von einer Welt zur andern zu reisen, und die Natur, die wohl allenthalben in einer veränderten Gestalt erscheint, in allen Gegenden der Schöpfung durchzuspähen. Und so, denke ich, werde es seyn.

Mor. Gott wird schon die beste Einrichtung mit uns treffen. Allein, Wißbegierde ist nicht lächerlich, und in deinem Wunsche finde ich nichts thörichtes. Laß immerhin jeden Weltball ein Indien für den habsüchtigen Geist seyn, von wannen er sich neue Schätze der Kenntniß, neuen Stoff zur Bewunderung der Gottheit, zur Unterhaltung mit seinen Freunden hole. Es kann ja auf mehr, als eine Weise, dafür gesorgt seyn, ohne daß die gesellschaftliche Verbindung desfalls aufhören darf. Kann denn eine Nation nicht bestehen, wenn

wenn gleich Tausende ihrer Bürger alle Länder und Meere durchstreifen, und von allen Enden des Erdbodens mit ihren erworbenen Reichthümern heimkehren? Können nicht ganze Völkerschaften ihre Heymath verändern? Der Tod selbst ist eine Versetzung von der Erde, und scheint in der That nur eine Stuffenfolge von Versetzungen anzufangen.

Wilh. Du bist also hierin gleicher Meynung mit mir?

Mor. Wie du hörst.

Wilh. O ich muß dich küssen.

Mor. Siehe, so angenehm ist die Harmonie im Denken! so erquickend der Beyfall eines andern.

Wilh. Es würde mich in der That auch nicht wenig verdrossen haben, wenn du mir diese Hofnung streitig gemacht hättest; denn sie ist die liebste Gespielinn meiner Einbildungskraft. Nie konnte ich einen hohen Berg hinanklimmen, und bemerken, wie die Tiefen unter mir immer noch tiefer wurden, daß ich nicht im Geiste Abschied von der Erde genommen, und

mich

mich nach irgend einem andern Planeten hinaufgeschwungen hätte. Wenn ich denn oben auf der Spitze stand, und, wie vom Himmel hinab, die umherliegenden Scenen des Abgrundes überschaute; so waren es bald Thäler des Mondes, die ich sahe; bald befand ich mich auf dem Ringe des Saturns, sahe den Schnee dieses Planeten, und hielt den grössern Abstand der Sonne für die Ursache meines klappernden Frostes. Unter solchen Täuschungen genoß ich der Reize des Prospects mit gedoppeltem Vergnügen. Sank ich endlich zu meinen wahren Standort wieder herab; wie gerne hätte ich dann dem Adler seinen Fittig abgeborgt, um der Ermüdung zu trotzen, und in einer Stunde Frist über ein ganzes Königreich hinzuschweben. Ja, ja! Der Adler flog über mich weg, und ließ mir das Nachsehen. Künftig aber! o künftig! wann selbst der Adler gegen uns ein blosser Schmetterling im Fluge seyn wird; wann ich da mit dir von einem Planeten zum andern, bald auch von einer Sonne zur andern eilen, wann ich mit dir —

Mor. Wie? mit mir, liebster Wilhelm? Mit mir, sagst du?

Wilh. Mit dir! — Lieber Gott! Wie sehr würde das meine Seligkeit vermehren!

Mor. Schon gut! Allein, wer steht mir dafür, daß du dich meiner alsdann nur erinnern wirst?

Wilh. Ich werde doch den liebsten meiner Freunde nicht vergessen?

Mor. Mit Vorsatz wohl eben nicht! Wie aber, wenn durch den Tod alle Begebenheiten deiner irdischen Tage, alle deine Wünsche und Hofnungen, und mein Andenken zugleich aus deiner Seele vertilgt würden?

Wilh. Ich bitte dich! welch ein Gedanke! Alles das sollte aus meiner Seele vertilgt werden?

Mor. Meynst du nicht? Verschwindet doch dem Sterbenden ein Sinn nach dem andern, ein Gedanke nach dem andern; und es scheint nur gar zu gewiß, daß unsre Ideen insgesammt, obgleich ein unstreitiges Eigenthum der Seele, doch

von eben diesen Werkzeugen abhangen, die uns im Tode genommen, und der Verwesung übergeben werden. Nur einen Schlag aufs Haupt! und wenn der Geist eines Eulers darin wohnte; so wird er itzt das Einmaleins nicht mehr zu Stande bringen. Auch hat es große Gelehrte gegeben, deren Gedächtniß zuletzt wieder eine so reine Tafel geworden, daß nicht einmal ihr eigner Name darauf stehn geblieben. Wie nun, wenn das ganze System zernichtet ist, an welches gegenwärtig alle Ideen und Empfindungen der Seele gebunden sind?

Wilh. Nun! So wird ihr Gott einen neuen Leib wieder geben.

Mor. Ja, nur den nicht, den die Erde einmal bekommen hat. Auf diesen muß sie Verzicht thun *).

*) Man halte den guten Moritz, dieser Behauptung wegen, für keinen Ketzer. Er setzt hier die Lehre von der Auferstehung nicht voraus, die ohnedieß nicht zu grob muß verstanden werden.

Wilh. Ey nun ja! So mehr, als bettlerisch wird unsre Seele auch nicht gesinnt seyn, daß sie den Kittel noch bedauern sollte, den sie für ein köstliches Gewand hingeben mußte.

Mor. Freylich wird sie das nicht! Allein, mit diesem Kittel wird sie dann vielleicht auch das Andenken alles dessen verlieren, was sie in ihrem Bettlerstande empfunden, gedacht und gethan hat.

Wilh. Da wäre sie ja kaum noch die Seele, die sie hier gewesen.

Mor. Ihre Persönlichkeit hätte sie freylich eingebüßt. Aber vielleicht soll sie das, nach dem Plane der ewigen Weisheit.

Wilh. Ich verstehe dich! Du willst mir ein ungereimtes Vielleicht erwiedern. Denn was ist Plan ohne Zusammenhang? und wo könnte Mangel des Zusammenhangs unbegreiflicher seyn, als in der Existenz einer und der nehmlichen Kreatur, einer vernünftigen und moralischen Kreatur?

Mor. Du hast Recht! das Bewuſtſeyn des Thiers mag von Momente zu Momente fortſchreiten, ohne faſt irgend eine Spur des Vergangnen aufzubewahren. Zum bloß thieriſchen Leben iſt das genug. Zum geiſtigen, vernünftigen hingegen iſt die Erinnerung aller ſchon durchlebten Zuſtände, die deutliche Wahrnehmung ihres Zuſammenhangs durchaus nothwendig. Und ein ſolches Leben iſt doch des Menſchen Beſtimmung. Zwar ſo oft er am Abende auf ſein Lager hinſinkt; ſo oft die Wut einer Krankheit ſein Gehirn betäubt, verſchwindet auch ihm ſein Daſeyn. Doch ſolche Pauſen der Thätigkeit heben den wahren Zuſammenhang in ſeinem geiſtigen Leben noch nicht auf. Bey jedem Erwachen, jeder Geneſung kehrt das Andenken des Vergangnen in ſeine Seele zurück, und der zerriſſene Faden ſeiner Gedanken iſt wieder geknüpft. Gleichviel ſodann, ob er Stunden oder Jahrtauſende geſchlafen habe: denn Zeit und Ewigkeit iſt wie heute und morgen. Gleichwohl iſt die Zeit des Schlafes und

jeder unbesinnliche Zustand kein wirklicher Theil unsrer vernünftigen Existenz, und so würde auch die ganze Periode unsers irdischen Lebens mit dem künftigen gar keine Verbindung haben; wenn der Tod alles Andenken derselben in uns auslöschte. Zugleich würden wir hier ganz umsonst nach Vollkommenheit streben; sie ginge ja doch verloren.

Wilh. Und wir wären keiner Strafe noch Belohnung weiter fähig.

Mor. Genug also! die Seele muß sich ihrer ganzen vorigen Existenz bewußt bleiben. Ihr Schöpfer und Richter wird denn schon die Anstalt darnach getroffen haben. Dann wird es aber auch nicht genug seyn, daß ihr von ihrem vorigen Leben nur noch einige dunkle, zerstreute Vorstellungen, wie von einem gehabten Traume, vorschweben. Sie wird sich vielmehr ihrer ganzen vorigen Lage, ihrer gehabten freundschaftlichen Verbindungen, ihres bewiesenen Charakters, ihrer Thaten, Hoffnungen und Wünsche mit eben der summarischen Deutlichkeit erinnern müssen,

mit

mit welcher du dich z. B. alles dessen erinnerst, was dir auf deiner Reise begegnet ist.

Wilh. Also! — O mein Freund! mein Moritz! mit wie warmer Liebe werde ich mich also deiner erinnern!

Mor. Und ich mich deiner, o mein Geliebter! Doch nur desto schlimmer für uns, wenn das alles seyn sollte! wenn die Vorsehung dennoch beschlossen hätte, uns auf ewig zu trennen! Wie? Sollte sie es wirklich beschlossen haben?

Wilh. Wer kanns glauben? Für unser Herz hat es keine Wahrscheinlichkeit; und für die Vernunft —

Mor. Wie gesagt, eben so wenig!

Wilh. Noch besser! Allein, die Vernunft könnte da wohl am meisten Unrecht haben, wo sie am kühnsten entscheidet, und nicht selten mag der Ewige zu ihr sprechen: Deine Gedanken sind nicht meine Gedanken! Wer steht uns da nun für die Zuverlässigkeit ihrer Verheissung?

Mor. Der Grundsatz, auf dem sie bauet. Warum glauben wir unsterblich zu

 seyn,

seyn, trotz allem Anscheine der Vernichtung? Warum halten wir unser künftiges Leben für eine Fortsetzung des gegenwärtigen, trotz der unabsehbaren Lücke zwischen beyden? Warum hoffen wir einen geselligen Zustand in jener Welt, trotz aller Einsamkeit des Grabes? Darum! **weil wir nicht Geschöpfe einer spielenden Allmacht, sondern der höchsten Weisheit und Güte sind, die unser möglichstes Glück nach dem vollkommensten Plane zur Absicht hat.** Siehe, liebster Wilhelm, hier sind wir wieder auf dem Flecke, von wannen wir auf Nebenwege geriethen. Dieser Grundsatz verbürgt uns die Hoffnung des Wiedersehens. Unsre Vernunft mag übrigens der Gefahr, zu irren, noch so sehr unterworfen seyn; so viel erkennen wir doch mit Gewißheit, daß jede von dem besten und weisesten Wesen getroffne Einrichtung die gütigste, die vollkommenste seyn müsse. Oder dürfen wir etwa das minder gute und vollkommne, statt des möglichen bessern und vollkommnern von ihm erwarten?

Wilh.

Wilh. O mitnichten! Nur darauf kömmt alles an, ob das, was uns besser scheint, auch wirklich an sich besser; ob es zugleich mit andern höhern Absichten verträglich sey. Und wie soll menschliche Einsicht hier zurechte kommen? Zwar ist unsre möglichste Glückseligkeit unläugbar der letzte Endzweck unsers Daseyns; dieß fließt unmittelbar aus dem Begriffe der höchsten Güte. Allein, nicht alle Bedürfnisse unsrer Natur, nicht alle die besondern Zwecke der Vorsehung sind uns bekannt; wir wissen nicht, wie weit ein allgemeineres Wohl unser besondres Glück einschränken werde: mithin können wir über die Schicklichkeit gewisser Mittel zu jenem Hauptzwecke, über ihre beste Verbindung unter einander, und über den Gang, den nun wirklich unsre Schicksale nehmen müssen, immer nur sehr unsicher urtheilen. Jener Grundsatz bleibt also zwar in seiner Allgemeinheit unumstößlich wahr; er bliebe es aber auch dann, wenn von der süßen Erwartung, zu welcher er

uns zu berechtigen scheint, gerade das Gegentheil erfolgen sollte.

Mor. Das sage ich mit dir. Allein, nur dieß wollen wir ja wissen, ob er uns zur Erwartung berechtige; wissen, ob es vernunftmäßiger sey, eine Wiedervereinigung zu hoffen, oder zu bezweifeln? Wornach sollen wir dieß nun beurtheilen? Doch wohl eher nach Begriffen und Einsichten, die wir haben, als nach solchen, die uns fehlen?

Wilh. Das freylich wohl!

Mor. Gut! So stehn denn geheime und unerdenkliche Rathschlüsse Gottes uns nicht im Wege. Denn, hätten Einwürfe der Art eine Kraft gegen deutlich erkannte Gründe: dann müßten wir unsre wichtigsten und festesten Ueberzeugungen aufgeben; dann, lieber Freund, wärst du in der That deiner Unsterblichkeit eben so wenig sicher. Aber nein! Wir haben vielmehr dasjenige, als der wirklichen Absicht Gottes gemäß anzusehen, was nun einmal unserm Verstande, als besser und vollkommner einleuchtet, und was wir,

nach der sorgfältigsten Prüfung, mit keiner andern Wahrheit, und selbst mit keiner wahrscheinlichen Bestimmung unsrer Natur im Widerspruche finden. Was so beschaffen ist, das behaupte ich, sey für uns **Wahrheit**. Wir dürfen uns also hier eines strengen, über alle Einwürfe durchaus erhabnen, Beweises, ruhig begeben. Wir fragen nur: auf welcher Seite ein Uebergewicht von Gründen sey? auf Seiten des Zweifels oder der Hofnung? — Die bloße Möglichkeit ist auf beyden, entscheidet aber nichts. Und doch hat der Zweifel, so viel ich sehe, weiter nichts anzuführen. Die Hofnung hingegen hat die wichtigsten Gründe, und mit ihnen alle Wahrscheinlichkeit auf ihrer Seite. —

Gott ist ein Gott der Ordnung, und seine Welt ein zusammenhangendes System von Daseyn und Entwickelung, worin alle Wesen, nebst allen ihren Veränderungen begriffen sind. Und so werden auch unstreitig alle Perioden unsrer Fortdauer eben so wohl mit einander verkettet seyn,

als unser jetziges Daseyn selbst mit dem Daseyn aller übrigen Kreaturen.

Wilh. Unstreitig! Aus diesem Grunde schlossen wir ja so eben, daß die Seele ein Bewußtseyn ihrer vorigen Schicksale mit sich in die Ewigkeit nehmen werde.

Mor. Wie könnte sie auch weniger mit sich nehmen, als sich selbst. — Dieses Leben hängt also mit dem künftigen zusammen, und enthält gleichsam die Anlage desselben. Unsre ganze Einrichtung hienieden hat eine planmäßige Beziehung auf die uns beschiedne Zukunft. Aber nicht genug, daß hier nur irgend ein Plan angenommen werde. Pläne der Gottheit müssen in jedem Betrachte die vollkommensten seyn. Wie du nun vorhin frugst: was ist Plan ohne Zusammenhang? so frage ich jetzt: wie kann ein Plan der vollkommenste seyn, ohne den vollkommensten Zusammenhang?

Wilh. Der Zusammenhang zwischen unsrer jetzigen Einrichtung und unsrer künftigen muß auch, ohne Widerrede, der vollkommenste seyn.

Mor. Muß er es seyn —, und das ist er unleugbar um desto mehr, je zweckreicher jene in Ansehung dieser ist — so muß er auch so von uns gedacht werden.

Wilh. So weit unsre Einsichten reichen.

Mor. Nun freylich! — Das thun wir aber nicht, wenn wir zwar überhaupt einen möglichst vollkommnen Zusammenhang annehmen; doch aber in unsrer bestimmtern Vorstellung davon etwas nicht wollen gelten lassen, was doch, unsern natürlichsten Begriffen zufolge, ihn wirklich vollkommner machte, und in dem ganzen Plane eine Vortrefflichkeit mehr wäre. Um aufs beste von diesem Plane zu denken, müssen wir uns unsre jetzige Einrichtung nicht minder zweckreich für die Zukunft vorstellen, als es ihre Natur zuläßt. Jeden Zweck also, den sie unserm Verstande, als an sich Gottes würdig, und mit unsrer erkannten Hauptbestimmung völlig übereinstimmend, darstellt, haben wir, als ihren wirklichen Zweck, zu betrachten, und alle Vortheile, die sie

uns noch künftig gewähren kann, als uns wirklich beschieden, zu erwarten. Wir haben dazu, wo keine Verpflichtung, doch eine volle Befugniß. — Jene Bündnisse nun, die Gott aus einer natürlichen Harmonie der Seelen entstehen ließ, haben sie weiter keine Zwecke, als für dieses Leben? Sollen sie nicht den ganzen segenvollen Einfluß auf unser Glück haben, den sie ihrer Natur nach haben könnten?

Wilh. Das sollen sie! ja!

Mor. Nun denn! So müssen sie dereinst wieder hergestellt werden.

Wilh. Ist denn aber diese Bedingung so nothwendig, daß ohne sie Freundschaft und Liebe unfruchtbar für die Ewigkeit seyn würden? Mir deucht doch, sie würden dadurch, daß sie unsre sittliche Natur bilden halfen, immer noch Einflusses genug auf unser ewiges Wohl behalten, auch wenn sie der Tod auf immer vernichtete. Erinnre dich, lieber Moritz! Als ich vorhin mit zu vielem Unmuthe die Frage that, was dir deine so zärtliche, aber so schnell getrennte Verbindung mit

jenem theuern Mädchen geholfen; was gabst du mir da zur Antwort?

Mor. O ich weiß es noch wohl, und gebe dir in so weit auch gerne Recht. Freylich hat jede tugendhafte Verbindung unaufhörlich gute Folgen, auch nach der Trennung. Allein, es giebt auch große, wünschenswürdige Vortheile, die uns nicht anders, als im Falle einer Wiedervereinigung, zu Theil werden können. Zudem ist Trennung an sich ein Uebel, und bliebe es stets.

Wilh. Ausser doch, wenn es vergütet würde.

Mor. Wodurch aber vergütet? Gäbe es auch Vortheile, die jene noch überträfen, und nicht, ohne dieses Uebel, zu erreichen stånden?

Wilh. Dieß eben wissen wir nicht.

Mor. Und sollten wir es denn gegen alle Wahrscheinlichkeit muthmaßen? Denn weder in unsrer Natur, noch in den uns näher bekannten Absichten Gottes mit uns, ist dazu irgend ein Grund vorhanden. Sind wir doch einmal zu einem geselligen

Leben,

Leben, und zum Umgange mit unsers Gleichen bestimmt. Ja! Wenn sie nur eine Zeitlang währen soll, die Trennung; dann kann sie selbst in der That eine Quelle ausnehmender Freuden seyn; dann kann sie reichlich vergütet werden. Währte sie aber ewig; so gingen wir dieser Freuden verlustig, und — wäre dieß eine Vergütung zu nennen? — und erhielten keine dagegen, die wir nicht ausserdem auch hätten erhalten können. Dieß ist aber für die Ehre der Vorsehung nicht einerley. In der Summe unsrer Freuden soll ohne Noth keine fehlen, deren wir fähig sind. In dem vollkommensten, alles umfassenden, Plane müssen Gegenwärtiges und Künftiges im genauesten Zusammenhange stehen, und unsre jetzige Liebesverbindungen noch in der Ewigkeit alle die wohlthätigen Folgen haben, die ihre Natur nur immer zuläßt. Wäre es da wohl genung, daß sie hier unsre sittliche Vollkommenheit befördern halfen? und bloß hier?

Wilh. Auf dieser beruht doch am Ende alles, und Moritz, die Freuden,

die aus ihr entspringen, sind unvergänglich.

Mor. Mithin auch der Einfluß jener Verbindungen, willst du sagen.

Wilh. Dieß hast du selber schon eingeräumt.

Mor. Nun ja! Er ist es! Etwa so, wie die Fruchtbarkeit eines ausgerotteten Baumes in den Früchten seiner Sprößlinge. Schade dennoch, daß er so jung, in seinem schönsten Wachsthume ausgerottet ward! Er, dessen Erstlinge schon so lieblich waren, hätte noch immer weiter emporwachsen, jeden Winter überleben, und aus sich selbst der herrlichsten Früchte noch so viele hervorbringen können! — Doch noch unendlich mehr Schade um jene zärtliche Verbindungen, die eines edlern Ursprungs, und einer ewigen Fortdauer beydes so fähig und so werth sind, wenn sie gleichwohl für immer sollten aufgehoben werden! Daß wir so beschaffen, solcher Seligkeiten fähig wären, nur dieß hätten wir dann, und auch nur zum Theil, ihrem Einflusse zu verdanken. Keine unsrer

Seligkeiten aber entsprånge aus ihnen selbst. Unser ganzes åusserliches Geschick håtte weiter durchaus nichts mit unsern ehemaligen Verhåltnissen zu schaffen. Mein Freund, meine Geliebte — sie lebten fůr andre, wåren mit andern glůcklich; nur mit mir nicht, an dessen Herz sie doch am frůhsten und durch die stårksten aller Bande geknůpft waren. Sie kônnten mir ewig Gegenstånde des Genusses seyn, und — wåren's nicht!

Wilh. Der Freund, die Geliebte nicht! Aber seine Freundschaft, ihre Liebe auch nicht? Ich dåchte doch! Erinnerung an genoßnes Vergnůgen ist auch wahrer Genuß!

Mor. Dieß erfuhr ich zu oft, um es låugnen zu wollen.

Wilh. Schon das Andenken an unsre Heymath, an das Haus, wo wir geboren und erzogen wurden, an die Plåtze, wo wir mit jugendlicher Sorglosigkeit hůpften; schon dieses hat in der Fremde fůr uns so viel angenehmes, so viel růhrendes. Wir lieben die leblosen Gegenstånde,

der angenehmen Beziehungen wegen, deren sie uns eingedenk machen. Und mit welchem Wohlgefallen, mit welcher zärtlichen Regung denken wir stets an die geliebteren Personen selbst zurück, die zwar jetzt weiter kein Daseyn für uns haben, ehmals aber unsern Gemüthskräften die meiste und würdigste Beschäftigung, mithin unserm Leben sein vornehmstes Interesse gaben. Im Himmel wird es nicht anders seyn. Wir werden uns ihrer und der von ihnen genoßnen Liebe eben so zärtlich erinnern, und noch zärtlicher vielleicht.

Mor. Allein, diese Erinnerung wird dann auch eine Sehnsucht nach ihnen erwecken, und eine verzweifelnde Sehnsucht — würde sie unsre Ruhe gar nicht stören? Wär's nicht besser, sie würde befriedigt? wir fänden dort unsre Geliebten wieder und blickten dann eben so gemeinschaftlich in die Vergangenheit zurück, wie wir sie mit einander durchlebt hätten? Was meynst du, Wilhelm? Wenn Karoline und Rosalie, und — und Henriette hier auch noch zugegen wären?

Wilh. Wie? meine Schwester?

Mor. Deine Schwester! Wer möchte ein so schönes Kleeblatt trennen? — Aber sage, wenn diese geliebten drey hier auch noch zugegen wären?

Wilh. Ach freylich! Wollte Gott, sie wären's!

Mor. Oder, wenn auch dein Moritz nicht mehr lebte und meinen Platz hier nähme ein neuer Freund ein, der dir zwar im übrigen meinen Verlust reichlich ersetzte, aber doch kein Theilnehmer deiner frühesten Schicksale gewesen wäre? — Erzähle sie ihm! Wird sein Herz dabey empfinden, wie das meinige? wird er, wie ich, ihrentwegen dich um desto inniger lieben?

Wilh. Du giebst mir doppelt zu fühlen, was es auf sich haben würde, von den treuen Gefährten unsrer irdischen Wallfahrt auf immer getrennt zu bleiben.

Mor. Gewährt uns aber die gnädige Vorsehung unsern Wunsch: welch eine ergiebige Quelle der reinsten Wonne wird dann die Erinnerung des Vergangnen für

uns seyn! Sie wird da nicht bloß einsame Betrachtungen und wehmüthige Gefühle in uns erregen, — Gefühle, die doch immer mehr trauriges als angenehmes für uns haben mußten, und die auch den zärtlichsten unsrer neuen Genossen nicht so recht interessiren könnten; — Nein! sie wird eine glühende Liebe erzeugen, die ihren Gegenstand vor sich hat, und sich gegen ihn thätig beweisen kann; wird ein Wesen an das andre fester knüpfen, und dadurch beyder Glückseligkeit unaussprechlich vermehren. Denn die Anhänglichkeit des Herzens ist um desto inniger, in je mehreren und nützlicheren Verhältnissen wir uns bereits mit unsern Freunden befunden haben. Sodann werden also eben die Verhältnisse, in welchen wir hier durch göttliche Fügung mit einander standen, eine ganz unmittelbare Beziehung auf unser künftiges Glück haben; und wie ausnehmend groß und wichtig ist dann ihr Zweck! wie einfach und zusammenhangend dann der Plan, nach welchem unsre zeitlichen und ewigen Schicksale mit einander verkettet

tet sind! Sprich! Sollte es denn nicht wirklich ein Zweck der höchsten Weisheit und Güte seyn, die schönen Seelenbündnisse wiederherzustellen, die schon hienieden durch manche Prüfung bewährt wurden, und eben deswegen auch noch im Himmel die zärtlichsten unter allen seyn würden? Haben sie nicht eine natürliche Bestimmung für die Ewigkeit? und könnten sie solche vergebens haben?

Wilh. Aber, Moritz! — —

Mor. Nun! was für ein Aber?

Wilh. Ein schwermüthiges! Denn bey alledem steht es noch sehr dahin, ob diese so wünschenswürdige und so natürlich scheinende Bestimmung allgemein sey. Vielleicht gibt es der Ausnahmen viele! und vielleicht ist unsre Freundschaft, o Moritz — —

Mor. Freund! Laß uns nur rechtschaffen gesinnt, nur immer einer des andern werth bleiben; und die Sorge ist eitel! Warum sollten wir Ausnahmen befürchten?

Wilh. Warum? Scheint nicht jeder Keim in der Natur zur Entwicklung bestimmt zu seyn?

Mor. Er scheint es nicht nur, er ist es!

Wilh. Und gleichwohl gehen täglich Keime zu Millionen verloren, im Thierreiche sowohl, als im Pflanzenreiche.

Mor. Doch nur, in so ferne es Keime sind?

Wilh. Dürfte ich mehr behaupten?

Mor. An sich aber sind doch alle wirklich zur Entwickelung bestimmt?

Wilh. Ja! Eine gewisse Anlage und die innre Möglichkeit ihrer Entwickelung ist wirklich bey allen vorhanden. Auch ist es offenbar, daß es in der Natur überall keine Art von Keimen geben könne, wovon keine je wirklich zur Entwickelung gelangen sollten. Allein, nicht das zehnte Weizenkorn wird der Erde zurückgegeben, und zur neuen Aehre entwickelt; wie denn überhaupt die unläugbarsten Bestimmungen in der Natur, ich will nur sagen, eben so oft verfehlt, als erreicht werden.

So mag denn auch jede ächte Freundschaft, die hier begann, an sich einer ewigen Fortdauer fähig oder dazu bestimmt seyn, und gleichwohl nicht jede über das Grab hinausdauern.

Mor. Vielleicht von hunderten kaum eine! Doch warum nicht jede, die es werth war? Jene Keime haben der Bestimmungen mehrere, die nur in der Möglichkeit mit einander verträglich sind. Soll z. B. der Stoff eines Weizenkorns mir zur Nahrung dienen; so kann die besondre Zusammensetzung dieses Stoffes, vermöge welcher das Korn eigentlich ein Keim ist, nicht länger bestehen. Doch welcher von den künftigen Bestimmungen unsrer Natur könnte die Fortdauer gewisser Freundschaften je im Wege stehen? Taugte etwa das Klima des Himmels nicht für alle? Gäbe es dort etwa Vollkommenheiten der Seele, die zwar mit der Freundschaft überhaupt sehr wohl, nur nicht mit dieser und jener verträglich wären?

Wilh. Dieß darf man nun wohl eben nicht behaupten. Doch finde ich auch

nichts

nichts widersprechendes in dem Gedanken, daß mancher vielleicht zu seinem höhern Glücke dürfte einen Weg zu gehn haben, der ihn von seinem ehemaligen Busenfreunde nothwendig entfernte.

Mor. Und zwar auf immer? Widersprechendes ist in dem Gedanken nicht, aber wahrscheinliches eben so wenig. Denn ohne Zweifel wird es der Vorsehung mehr zur Ehre gereichen, wenn sie eines jeden Glückseligkeit zu vollenden weiß, ohne ihn deswegen eines einzigen wirklichen Gutes, und noch dazu eines, mit so vieler Sehnsucht zum voraus gehoften, Gutes, auf ewig zu berauben. In dem unaufhörlichen Fortlauf der Dinge wird doch früher oder später der Zeitpunct erscheinen, da sie auch mir diese Wohlthat wird können angedeihen lassen, selbst jener huldvollen Absicht wegen. Sie kann dazu unmöglich eines so großen Uebels bedürfen, als für mich wenigstens eine ewige Trennung von dir, Wilhelm, und ach! von jener unvergeßlichen Freundinn für mich seyn würde.

Wilh. Guter, lieber Moritz! — Aber nicht wahr? zur besten Welt gehören doch auch Uebel?

Mor. Als solche nun eben nicht; wohl aber, als nothwendige Mittel, als unvermeidliche Bedingungen eines höhern Gutes. — Die höhern Güter also, die ohne das Uebel einer ewigen Trennung etwa unerreichbar wären? Nenne mir ein solches!

Wilh. Ich dürfte eben keines zu nennen wissen, und es könnte ihrer dennoch geben.

Mor. Es könnte geben! Wie viel Gewicht hat denn eine so allgemeine und so schlechthin angenommne Vermuthung gegen bestimmte Gründe? Meinen großen Verlust bey einer fortwährenden Trennung sehe ich sehr wohl ein; von ihren möglichen Vortheilen hingegen finde ich gar keinen Begriff in mir.

Wilh. Wenn ich dir nun aber wirklich einen Vortheil nahmhaft machte? — Zur Glückseligkeit gehört es doch auch unstreitig, daß man sich in die unangeneh-

men Verhältnisse, in die man geräth, zu finden weiß.

Mor. Wahr genug, mein Lieber, in so fern man solchen nicht immer ausweichen kann. Doch eben so unstreitig ist es noch mehr Glückseligkeit, in keine unangenehme Verhältnisse, oder doch so selten, als möglich, zu gerathen. Denn ich, meines theils, glaube doch, allen Stoikern zu Trotz, daß das unangenehme nicht angenehm, und daß es besser sey, kein Uebel ertragen zu dürfen, als es mit epictetischer Standhaftigkeit ertragen zu können.

Wilh. Stoiker war ich nie, das weiß der Himmel! Und da du es auch weißt, so würde es dir nur lächerlich vorkommen, wenn ich jetzt den Stoiker machen wollte. Aber du selbst, so viel ich mich erinnre, fandest an ihren Lehren immer viel wahres.

Mor. Und auch viel übertriebnes! Doch das gehört nicht hieher. Was wolltest du weiter sagen? Etwa, das Uebel vorhanden seyn müssen, selbst unnöthige Uebel, bloß, damit wir sie standhaft ertragen mögen?

Wilh. Du gibst dem Gedanken eine verfängliche Wendung. Freylich scheint es, daß Standhaftigkeit nur, unvermeidlicher Uebel wegen, nothwendig sey; nicht Uebel der Standhaftigkeit wegen. Allein, eine unerschütterliche Geduld, eine Verläugnungsvolle Ergebenheit in den göttlichen Willen — sind sie nicht **an sich** selbst, auch ohne Rücksicht auf die Unvermeidlichkeit der Uebel, vortreffliche, liebenswürdige Eigenschaften der Seele? Sind nicht alle Leiden für sie eben so viele heilsame Gelegenheiten, sich in diesen Tugenden zu üben? vermehrt diese Uebung nicht ihre Thatkraft? mithin ihre innre Vollkommenheit, und die, mit ihr stets gleichmäßig wachsende, selige Selbstzufriedenheit? Wenn das ist; so könnte ja die Trennung von seinen Lieblingen ein solches heilsames Uebel für manchen seyn, bestimmt, in der Folge sein Glück zu vermehren, wiewohl es anfangs dadurch vermindert wird.

Mor. Freund! Gedenke daran, und übe Tugend, wenn auch dir eine so herbe

Prüfung bevorstehen sollte. Denn, in dieser Sterblichkeit kann es ja nun einmal nicht anders seyn! hier muß alles von einander scheiden, und oft am frühsten, was sich am meisten liebt! Sollte denn aber die Vorsehung dieses Uebel **unnöthiger Weise verewigen**?

Wilh. Unnöthiger Weise? wenn es einen so herrlichen Zweck hätte?

Mor. Ja! da dürfte, mitten im Himmel, noch manches Fegefeuer lodern? — Und wenn nun jener Zweck selbst endlich wegfiele, indem er erreicht worden wäre? wenn selbst dieses Zweckes wegen jenes Mittel einmal aufhören müßte? So ist es, deucht mir! Denn die Seele sollte durch die Uebung, die es veranlaßt, an ihrer Thatkraft gewinnen, um wirklich immer mehr Thätigkeit äussern zu können. Das Mittel aber ist und bleibt ein Uebel, welches ihre Thätigkeit einschränkt; und wir sind unstreitig glücklicher im Handeln, als im Leiden; glücklicher im Gefühle freywirkender Kräfte, als gebundner. Jedes Uebel also, so heilsam es anfangs zur Ue-

bung unsrer Seelenkräfte seyn mag, muß in dieser Absicht immer mehr an Ersprießlichkeit abnehmen, je mehr die Seele bereits an Vollkommenheit zugenommen hat, und endlich ist die Befreyung von demselben ihre billige Belohnung. — Kann es denn übrigens auch in keiner Periode unsers künftigen veredelten Daseyns je ganz an natürlichen Uebeln fehlen, die eine ausharrende Geduld, eine entschloßne Ergebenheit in den göttlichen Willen heischten: ey nun, so, dächte ich, hätten wir an diesen genug, und Gott dürfte uns, zur willkührlichen Uebung, nicht eben die herrlichen Vortheile einer Wiedervereinigung mit unsern liebsten Freunden auf ewig entziehen. Kurz, wofern du sonst keinen Zweifel hast — dieser scheint mir zu unbedeutend.

Wilh. In der That, ich hätte noch einen, oder doch einen Grund, der jenen rechtfertigt.

Mor. Nehmlich?

Wilh. Die Analogie unsrer Schicksale hienieden. Es ist wahr:

Oft,

Oft, wenn das wunde Herz noch
blutet,
Führt den Gefährten unvermuthet
Ein Umweg wieder auf uns zu;
Die frühe sich getrennet hatten,
Begegnen sich im Abendschatten,
Und gehen, Hand in Hand, zur Ruh.

Aber tausende bleiben auch getrennt ihr Lebenlang.

Mor. Und der Tod trennt endlich alle Freunde, ohne Ausnahme. So wird's denn auch wohl künftig aber und abermals eine allgemeine Scheidung, und, wenn auch eben so oft eine Zeit der Wiedervereinigung kömmt, doch immer aufs neue der Ausnahmen so viele geben, bis am Ende von allen unsern jetzigen und künftigen Liebes-Bündnissen auch nicht eines mehr übrig bleibt.

Wilh. Immer möglich!

Mor. Dann aber wäre Freundschaft an sich selbst nicht mehr das erhabne Gut, das göttliche Kleinod, wofür ich es hielt. — Siehe, Freund; der Stein hier ist ein ächter Demant. Aber warum denn kost-

ba-

barer, wie Glas? Glas könnte ja eben die Dienste thun.

Wilh. Aber die Schönheit des ächten Demants und des nachgemachten — welch ein Unterschied!

Mor. Ein größrer vielleicht, als es mir vorkömmt, da ich so wenig prunkliebend bin. Doch die Thorheit selbst wäre wohl nicht thöricht genug, ihn bloß seiner Schönheit, und auch seiner Seltenheit wegen so ausserordentlich hoch zu schätzen. Was aber dem Demant seine wahre Vortrefflichkeit gibt, was mir selber den hier von Karolinen, als Sinnbild unsrer Liebe, schätzbarer macht, ist die Unvergänglichkeit seiner Reitze. Kein Stoß zerbricht ihn! Und ach! Eine ächte Freundschaft sollte mit den elendesten Eitelkeiten einerley Schicksal haben.

Mit jener Analogie ist es überhaupt so etwas! Sie ist nicht die Quelle, aus der ich meine Muthmaßungen über die Zukunft gerne schöpfen möchte. Muß denn der Fortgang durchaus dem Anfange, das Ewige einer kurzen Reihe von Momenten glei-

gleichen? Darf man wohl der Tugend, die hier oft bis zum Grabe mit Trübsalen ringen muß, ihre Aussicht in eine kummerfreye Zukunft durch den Nebel solcher Schlüsse trüben? Versuchte man's dennoch; nun so mag sich die leidende Tugend, und mit ihr die weinende Freundschaft — denn sie gehört ja zum Geschlechte der Tugend — auf die Huld und Gerechtigkeit ihres Gottes getrost verlassen.

Wilh. Schwerlich, schwerlich wird auch ihre Zuversicht getäuscht werden. Ob man indessen befugt sey, eine bestimmte Art der Glückseligkeit, als das Wiedersehen unsrer Freunde, selbst von der Gerechtigkeit Gottes zu erwarten, weiß ich nicht. Von seiner Güte freylich —

Mor. Und warum denn nicht von seiner Gerechtigkeit? Diese ist nichts anders, als die weise Güte, womit er seine Geschöpfe, dem Wohl des Ganzen und ihrem eignen Verhalten gemäß, behandelt. Ordnung und Harmonie in der moralischen Welt ist der wesentliche Gegenstand ihres Amtes. Verdienste müssen daher belohnt

lohnt werden, und die Belohnung muß dem Verdienste angemessen seyn; auch der Art nach. Nun hat doch wohl die Liebe — sie sey thätig, in welchen Verhältnissen sie wolle — ihre Verdienste, die vor dem höchsten Richter einer Vergeltung werth sind?

Wilh. Es müßte denn gar keine geben.

Mor. Was thut sie nicht alles, und was leidet sie nicht alles! Mancher treue Pythias wird seines eignen Glückes nicht froh, weil er seinen Busenfreund, seinen Damon, unter Kummer und Schmerz erliegen sieht, ohne ihm helfen zu können. — Manche Liebende, die von der Vorsehung so ganz für einander bestimmt schienen, werden von ihr selbst; noch mehrere durch väterlichen Groll, durch Ehrsucht, Geiz und tückische Bosheit getrennt, und sind elend durch eben das, was sie glücklich machen sollte. Romeo und Julie! Abelard und Heloise! Du kennst die Auftritte ihrer Zärtlichkeit und ihres Jammers! — Jene Mutter, — mit wie rastloser Sorg-

falt

falt wartet sie des theuern Säuglings, den sie, als eine Bürde, unter ihrem Herzen getragen, und mit Angst und Wehe geboren hat! Alle Ruhe und Bequemlichkeit verläugnet sie, um seine Noth zu lindern, sein Leben zu erhalten. Bekümmernisse, immer eine noch trauriger, wie die andre, drängen sich in ihrer Seele, und rauben selbst ihrem kurzen Schlafe sein erquickliches. Das erbärmliche Schreyen der zarten, gemarterten Unschuld ist jedem fremden Ohre und Herzen unausstehlich, nur dem ihrigen nicht, welches gleichwohl am stärksten fühlet. Dieß alles erträgt sie willig, erträgt es Jahre hindurch mit unbegreiflicher Geduld und wird oft selbst ein Opfer ihrer Zärtlichkeit. In Wahrheit! Mutterliebe thut oft Wunder, die alle Wunder des Heldenmuths übertreffen! Und was hat sie zum Lohne? Sie hat ihn gerettet, ihren lieben Säugling, und nun gesellen sich zu den Sorgen der physischen Erziehung noch die der moralischen. Wie treulich hilft sie die junge Seele bilden, und den Samen des Glücks in sie

ausstreuen! Welche Schwierigkeiten sind dabey aufs neue zu überwinden! Wie entzückend sind aber auch jetzt ihre Aussichten! und wie nahe! Denn der Hofnungsvolle Knabe wird nun ein Jüngling und — **stirbt**! Hin sind alle ihre Freuden! alle ihre Hofnungen! Sie wird nicht erndten, was sie gesäet hat! wenigstens **hier** nicht! — Und auch **dort** nicht? Wie weit schlechter hätte es da die moralische Liebe, als der blinde Instinct? Wenn da doch die menschliche Mutter nur ganz das Schicksal jeder thierischen hätte! Wenn sie nur auch so **vergessen** könnte! — Soll ich dich noch in den Kerker eines **Calas** führen, und dir seinen Abschied zeigen?

Wilh. Ach! Das hat Chodowiecki schon gethan! Der arme, schuldlose Greis! Wie er da sitzt! Wie ihn die Seinigen umringen! Man sieht's, seine Seele hing nie stärker an ihnen, nie zogen die Bande der ehelichen und väterlichen Liebe straffer an, als in diesem Augenblicke, da sie so gewaltsam zerrissen werden. Gott! Daß es je wirklich so eine Scene auf Erden gab!

gab! Ich möchte — fluchen möcht' ich den Barbaren, seinen Richtern!

Mor. Nein! Fluche ihnen nicht! Die Unschuld gemishandelt zu haben, ist Fluches genug! — Allein, so herbe Kränkungen hat oft die Liebe zu erdulden, deren alltägliche Verdienste schon so groß sind. Welche Belohnung hat sie nun von dem Vergelter alles Guten zu erwarten? — Wahr ist es, einer wohlwollenden Seele vergilt sich ihr Thun und Leiden gewissermaßen immer schon von selbst. Durch beydes wird ihre eigne Natur veredelt, und das Gefühl ihres erhöhten innern Werthes, ihrer verstärkten sittlichen Kräfte versüßt ihr auch ihre bittersten Leiden, und begleitet sie in die Ewigkeit. Dort wird sie denn schon Gelegenheit zur ungehinderten und reichlichen Befriedigung ihrer wohlwollenden Triebe finden. Und wenn sie nur die hat, so hat sie unstreitig eine Belohnung, die ihren Verdiensten gemäß ist. Ob dann die Gegenstände ihrer Thätigkeit noch die nehmlichen sind, oder nicht! darauf scheint am Ende so gar viel nicht

anzukommen. — Aber wirklich nicht? Warum ist denn Trennung von ihnen so unendlich schmerzhaft? Ihre Natur bringt es so mit sich. Sie muß diejenigen, die sie wahrhaftig liebt, unaufhörlich zu besitzen wünschen, und wird es wünschen, so lange sie das Daseyn behält. Diesen heissen Wunsch nun erfüllt zu sehen; eben die einst wieder zu finden, die sie noch tief im Tode mit ihren letzten Gedanken, ihren letzten sterbenden Empfindungen umfaßte; mit ihnen alsdann ein unvergängliches Glück zu theilen, mit welchen sie vormals Leid und Freude, Kummer und Trost, Zweifel und Hofnung theilte; an ihren Vollkommenheiten sich zu ergötzen, zu deren Wachsthume sie selbst ein großes beytrug; und nunmehr zugleich die ehedem wohl verkannte oder doch nur geglaubte Weisheit und Güte der Vorsehung, — deren Wege oft freylich so dunkel, so traurig waren — in ihrem hellesten Lichte zu erblicken: o gewiß! dieß wäre nicht nur ein sehr wesentlicher Zuwachs ihrer Glückseligkeit; sondern gerade auch der angemes-

messenste, der natürlichste Lohn für die wohlwollende Seele, indem er aus eben den Verhältnissen entspränge, worin sie so verdienstlich gehandelt oder gelitten hätte. Zudem will ja die Gerechtigkeit Gottes auch **erkannt** seyn. Und wer könnte sie besser erkennen, wer billiger ein Zeuge der **Vergeltung** seyn, als diejenigen, die unmittelbare Zeugen des **Verdienstes** waren? Ist es daher nicht beynahe Pflicht, jenen Lohn von Gott, dem Weisen, dem Gütigen, dem Gerechten zu erwarten? Und sollte er diese Erwartung nicht auch erfüllen wollen? — Zweifle, wer da kann! Ich vermags nicht! Der uns so viele Furcht vor dem Tode gab, läßt uns nicht auf ewig dahinsterben; er schenkt uns das Leben wieder! Und eben der hätte liebenden Personen die Trennung noch bittrer, als den Tod gemacht, und trennte sie doch auf ewig? Nimmermehr!

Wilh. Nein! Nimmermehr! Das thut der unaussprechlich gute Geist nicht! Das wird er nicht thun!

Mor. Und doch, liebster Wilhelm! Wofern wir die Analogie zu Rathe ziehen; so, besorge ich, werden wir diesen zuversichtlichen Ton wohl wieder etwas herabstimmen müssen. Denn wie geht's hier im Leben? Die beweintesten Lieblinge werden nach und nach vergessen, oder doch so gut, als vergessen. Wenn man sich ihrer auch erinnert, so geschieht es doch nur selten, und immer seltner, immer kälter.

Wilh. Dieß also wäre auch in deinem Herzen einst Karolinens Schicksal und das meinige?

Mor. So bald gewiß nicht. Man braucht aber auch Zeit, um erst auszutrauern; der eine mehr, als der andre.

Wilh. Und wer die wenigste braucht, dessen Herz ist wohl nicht das edelste, sollt ich meynen.

Mor. Es ist aber nun einmal so und ist Gesetz der Natur! Wie sollte man auch sonst das Leben ertragen? Anfangs ist der Hinterbliebne kaum eines Trostes fähig. Allmählich aber, so wie andre

Din-

Dinge seinen Geisteskräften immer mehr zu thun geben, verwandelt sich oft die peinlichste Sehnsucht in ein ruhiges Andenken, und er findet alsdann in neuen Verbindungen leicht eben so viel, vielleicht noch mehr wieder, als er eingebüßt hatte. Ueberhaupt ist uns auch zu unserm Glücke kein endliches Wesen schlechterdings unentbehrlich. Vielleicht haben wir also in einem Stücke zu viel vorausgesetzt. Vielleicht ist die vom Todesschlafe erwachte Seele ihrer ehemaligen Lieblinge nicht mehr so lebhaft eingedenk; oder wird doch, unter der Menge angenehmer Beschäftigungen mit der Zeit vollkommen gleichgültig gegen sie. Mit der Zeit, Wilhelm!

Wilh. Von der meinigen sollte mir's leid thun! Immer hat michs an dem großen Haller verdrossen, daß er, der seine Mariane mit so heissem Affect beklagt hatte — und es waren doch keine Dichter-Klagen — nachgehends doch von Elisen sagen konnte:

Ich hatte dich aus einer Welt erlesen,
Aus einer Welt wählt ich noch itzo dich!

Arme Mariane, dacht ich, also dich nicht!

Mor. Da siehst du! Ich muß wohl gestehen, es war mir selbst nie so ganz recht von ihm. Doch laß uns den Mann entschuldigen, der eine zweyte würdige Gattinn verloren hatte, und diesen Verlust stärker fühlen mußte, weil er neuer war. Er konnte beym Schmerz der noch blutenden Wunde an die Narbe der vorigen nicht gedenken. Es scheint freylich, als habe er Marianens nicht mehr gedacht; und gleichwohl hätte ich seinem Herzen die Noth nicht gönnen mögen, daß es eine ausschließende Wahl unter beyden gegolten hätte. — Du glaubst aber, wie es scheint, Haller sey durch seine Zärtlichkeit für Elisen ungerecht gegen Marianen geworden. Woher dieß? Ist etwa der Gatte zu tadeln, der ein zweytes, ein drittes Bündniß schließt, nachdem der Tod das vorhergehende aufgehoben hat, und der nun mit gleicher Wärme liebt, wie vorhin? Ist er zu tadeln?

Wilh. Ich weiß nicht! Aufrichtige Liebhaber geloben sich eine ewige Treue, und wenn sich eine Wiedervereinigung hoffen läßt —

Mor. Wie denn? Wird man bundbrüchig gegen den ältern Freund, indem man eine neue Freundschaft eingehet?

Wilh. Aber den ersten Platz in deinem Herzen möchte ich doch gerne behalten, wenn ich ihn je gehabt habe. Und hier ist auch nicht von bloßer Freundschaft die Rede, sondern von Liebe. Diese darf nur einen Gegenstand haben; man müßte denn, wie ein Sultan, lieben.

Mor. Verstehe dich selbst nur recht. Was geloben sich einander die Liebenden? Was können sie sich geloben? Ewige Treue vielleicht! Aber auch ewige Liebe?

Wilh. Ey ich dächte doch!

Mor. Also Liebe bis in den Tod!

Wilh. Und in alle Ewigkeit, so Gott will!

Mor. Nun! Da können sie vernünftiger Weise nicht ihre Leidenschaft meynen; nicht die besondre Art der Liebe, die ein aus-

ausschliessendes Recht übt. Denn dieses Recht, so wie diese Liebe selbst, beruht doch nur auf äusserlichen Verhältnissen, die in Ansehung der Seele selbst und ihrer sittlichen Gefühle nicht wesentlich sind, und die zugleich mit dem gegenwärtigen Leben ein Ende nehmen. Sie können also nur den Bund ihrer Seelen, nur die reine Freundschaft meynen, die auch nach Aufhebung aller irdischen Verhältnisse bestehen kann. Allein, diese leidet mehrere Theilnehmer, und wenn sie noch so zärtlich ist. Was sündigt also der, welcher zum zweyten male liebt? Muß gleich der abwesende Freund dem gegenwärtigen, muß hier gleich Freundschaft der Liebe nachstehen; ey nun, die erste Geliebte behält, was sie behalten konnte, und die zweyte wird das nehmliche Schicksal haben. In jenem Leben aber können mehrere an dem zärtlichsten Bunde Theil nehmen.

Wilh. Ob feurige Liebhaber dir dieß wohl einräumten? Ich zweifle noch! Vermuthlich würden sie diese reine Freundschaft

schaft für einen ziemlich schaalen Ueberrest ihrer Liebe halten.

Mor. Und da in der That nach sehr verkehrten Begriffen urtheilen. Vielmehr wird sich die himmlische Freundschaft zu der reinsten irdischen Liebe verhalten, wie ein geistreicher, erquickender Wein zu dem gährenden Moste, aus welchem er, mit Absonderung aller unedlern Bestandtheile, erzeugt worden.

Wilh. Aber wahr ist es doch: ein so inniges, so ganz ungetheiltes, in aller Absicht vollkommnes Interesse, wie die Liebe, hat die Freundschaft nie, auch die feurigste nicht. Jene beseelt mit einem ganz andern Feuer! Ihre Freuden sind noch weit süßer und noch weit heisser ihre Thränen! Nicht so, liebster Moritz?

Mor. Freylich, freylich! — Das macht, weil Freundschaft nur unsern Geist, Liebe hingegen den ganzen Menschen, auch seine Sinnlichkeit, interessirt, und weil überhaupt zwischen Mann und Weib ein weit engeres Verhältniß statt findet, als zwischen Personen von demselben Geschlech-

 te.

te. Allein, dieser Unterschied wird künftig wegfallen.

Wilh. Was ich aber glaube? Daß er nicht so ganz und gar wegfallen werde. Denn ist nicht gewissermaßen den Seelen selbst ein Geschlechts-Character eigen? ein männlicher den männlichen und ein weiblicher den weiblichen Seelen? Und sollte nicht auf diesem contrastirendem Verhältnisse auch noch künftig ein höherer Grad der Zuneigung, ein ganz eignes Interesse beruhen?

Mor. Immerhin, Wilhelm! Aber doch nur ein geistiges Interesse, wie zwischen Freunden; mithin noch keine Verbindung, die jeden dritten ausschlösse. Wer weiß, eine solche mag unsrer künftigen Verfassung überhaupt, und den erhöhten Kräften unsers Geistes nicht einmal recht angemessen seyn. Wir werden freylich den einen mehr lieben, wie den andern, und natürlicher Weise den am meisten, der schon ehedem ein Gegenstand unsrer innigsten und vertraulichsten Liebe gewesen. Doch, wie gesagt, die zärtlich-

ste Freundschaft kann mich nicht verpflichten, jeden andern weniger zu lieben, als ich ihn dessen werth finde. Auch findet keine Eifersucht zwischen denen statt, die mit größter Eintracht alles, selbst ihre Liebe unter einander gemeinschaftlich besitzen und geniessen. Dieß war ja der Fall mit dem Grafen von Gleichen und seinen beyden Frauen; also selbst in einem Bunde, der, seiner Natur nach, kein ganz ungetheiltes Interesse, mithin keine völlige Eintracht unter mehreren zuzulassen scheint.

Wilh. So verzeihe mir, Geist des großen Hallers!

Mor. Indessen sehn wir an seinem Beyspiele, wie an unzähligen andern, daß auch Leute von dem besten Charakter, und die nichts weniger, denn frostig geliebt hatten, bey einer zweyten zärtlichen Verbindung das Andenken der ersten ganz ruhig in ihren Herzen aufbewahren können. Warum sollte ihnen dieß künftig nicht eben so möglich seyn? Und was versäumte denn die göttliche Güte eben großes, wenn sie ei-

einen, kaum mehr vorhandnen Wunsch unerfüllt liesse?

Wilh. Gleichwohl entsprang dieser Wunsch aus einer so edlen Quelle! war so ganz in unsrer sittlichen Natur, in einer wahren Vollkommenheit unsrer Seele gegründet!

Mor. Mir deucht, dieser einzige Grund sey auch hinlänglich gegen alle Zweifel. Da jene analoge Erfahrungen nicht bloß veränderliche Schicksale, sondern die unveränderliche Natur unsrer Seele betreffen: so lassen sie allerdings vermuthen, daß, wenn es der Vorsehung gefallen sollte, uns auf ewig zu trennen, wir uns endlich wohl, wiewohl immer nur halb, zufrieden geben würden. Wir müßten! und der Nothwendigkeit widersteht man nie lange! Deswegen aber bleibt es doch durchaus unwahrscheinlich, daß die Vorsehung es **wollen werde**, es **wollen könne**. — Alle edle Herzen empfinden, wie du, den Werth der Treue. Jedermann würde mit Recht den Fühllosen verachten, der sich, ohne Hoffnung

des

des Wiedersehens, und doch ganz ruhigen Muthes, von seinen bewährtesten Freunden trennen könnte; oder den Leichtsinnigen, in dessen Busen die warme Zärtlichkeit, die er heute beym Abschiede fühlen mag, morgen schon zu einem gleichgültigem Andenken erkaltet, und noch einen Tag später ganz und gar verschwunden seyn wird. Hingegen halten wir den für liebenswürdig, der nicht nur seinen Lieben unverbrüchlich ergeben bleibt, so lange das Schicksal ihn und sie beysammen läßt, nicht nur mit Wehmuth von ihnen scheidet; sondern auch dann noch, wann die Zähren der ersten Wehmuth schon längst aufgetrocknet sind, sich ihrer noch oft, und nie ohne zärtliche Regung erinnert. Und unser Herz gefällt sich selber so wohl im Gefühl seiner Treue, daß es eben deswegen nur zu gerne seinen zärtlichen Gram übertreibt. Es bleibt also dabey: ein edles Gemüth, das einmal wahrhaftig geliebt hat, kann sich zwar durch Hoffnung oder aus Nothwendigkeit beruhigen, aber nie gleichgültig werden, nie

ganz

ganz den Wunsch der Wiedervereinigung mit den Geliebten aufgeben. Weiter können jene Erfahrungen auch nichts beweisen.

Wilh. Ja, und noch mehr. Die Beharrlichkeit in solchen Gesinnungen ist nicht bloß, als ein **Vorzug des Charakters**, sondern sogar, als eine wahre **Pflicht** anzusehen. Der Mensch hat kein köstlicheres Eigenthum, als die Zuneigung seines Herzens. Wer mich also liebt, der schenkt mir das beste, was er hat, und was keines Tyrannen Gewalt von ihm erpressen könnte. Ich bin ihm daher Dank schuldig, wenn er mir auch weiter keine Dienste erwiesen hat. Hat er vollends zu meinem innern und äussern Glücke vieles beygetragen, zu wie vieler Dankbarkeit bin ich ihm dann verpflichtet! Dankbarkeit aber darf da noch nicht aufhören, wo die Gelegenheit, sie zu befriedigen, aufhört.

Mor. Du bist mir mit dieser Betrachtung zuvorgekommen. Treue und Dankbarkeit also kann und wird in keinem himmlischen Charakter fehlen. Und nun!

Was wird der Urheber unsrer Natur künftig über uns verfügen? Wird Er, der jede sittliche Vollkommenheit an uns so hoch schätzt, und uns solches hier schon so kräftig zu empfinden gibt, wird Er nicht unsre ewigen Schicksale den guten, edlen Gesinnungen unsrer Seele gemäß einrichten?

Wilh. Zuverlässig!

Mor. Sollen Treue und Dankbarkeit, diese schönsten Tugenden unsers Herzens, stets mit unsrer wahren Bestimmung unverträglich seyn? wie ihre ganze Anwendung leiden?

Wilh. Nein gewiß nicht!

Mor. Kann es also in unsern künftigen Verbindungen einen steten Wechsel, immer aufs neue kränkende Trennungen geben?

Wilh. Trennungen vielleicht; aber nicht auf immer! Dann sehe ich aber auch keinen Grund, warum eben die frühesten Bündnisse unsers Herzens allein sollten auf ewig getrennt bleiben.

Mor. Es gibt auch keinen! Die Theilnehmer unsrer jetzigen Schicksale behalten das älteste Recht auf unsre Liebe; unser Daseyn ist mit dem ihrigen, so zu reden, schon in den Wurzeln verflochten; sie haben von jeher einen so wichtigen, einen unvergeßlichen Einfluß auf unser Glück gehabt; durch den Reiz so vieler gemeinschaftlichen Erinnerungen müßte dort ihr Umgang uns vor allem der angenehmste seyn, wie er es hier gewesen; zu dem würde die Wiedervereinigung mit ihnen eine Erfüllung unsrer sehnlichsten und natürlichsten Wünsche, die beste Vergeltung unsers geselligen Thuns und Leidens, die herrlichste, sichtbarste Rechtfertigung der Vorsicht und der angemessenste Beweis des gnädigen Beyfalls seyn, dessen Gott unser Vertrauen auf seine Güte und die treuen, wohlwollenden, dankbaren Gesinnungen unsers Gemüths gewürdigt hätte. — Ja, liebster Wilhelm! ich schwöre dir eine ewige Freundschaft; denn ich darf es! So gewiß die Wege der Vor-

sehung lauter Güte und Wahrheit sind — **Wir werden uns wiedersehen!**

Wilh. O dann wollen wir noch oft des heutigen Tages gedenken! noch oft mit entzückter Seele einander sagen: Wir dachten es wohl! — Doch noch eine Frage. Wie werden wir uns erkennen? Wird unser neue Leib die Gestalt, die kennbaren Züge des irdischen an sich tragen? Ich würde dieß ohne Bedenken annehmen; wäre nur nicht so manche liebenswürdige Seele mit einer reizlosen Hülle umgeben.

Mor. Auf diese Untersuchung wollen wir uns lieber gar nicht einlassen. Mag sich die Phantasie damit belustigen, wenn sie will; für unsern Verstand ist sie zu hoch. Was bedarf es deren auch eben? In jeder Gestalt, hoffe ich, werden sich liebende Seelen einst erkennen, wie ich dich in jeder Kleidung erkannt haben würde; wo nicht beym ersten Anblicke, doch bald genug!

Wilh. Ja, was das betrift — Mein Gesicht bleibt in jeder Kleidung das nehmliche. Wie aber, wenn du mich, meiner

gänzlich veränderten Bildung und Sprache wegen, für eine ganz neue Bekanntschaft hieltest, und mir ginge es, in Ansehung deiner, eben so? Soll die Wiedervereinigung uns zur Freude gereichen; so ist es doch einmal nothwendig, daß wir uns wirklich für die ehemaligen Freunde erkennen.

Mor. Dafür wird der schon sorgen, der für alles sorgt. Genug, daß wir ihm die huldreiche Absicht zutrauen dürfen. Gesetzt auch, von unsrer irdischen Bildung werde kein ähnlicher Zug mehr übrig bleiben; dennoch wird es keine Noth haben, auch keiner besondern Offenbarung bedürfen. Gott darf nur einen Umgang zwischen uns vermitteln, uud es dann uns selbst überlassen, die kostbare Entdeckung zu machen. Es kann nicht fehlen, die Mittel des Umgangs werden uns bald den verbrüderten Geist zu erkennen geben. Siehe, wird etwa der eine sprechen, indem er seine vorigen Schicksale einem seiner himmlischen Busenfreunde erzählt, der war ich und so hiessen meine Freunde. Aber

die

die zärtlichste Neigung meines Herzens besaß eine Freundinn, die mit jedem Reize der Tugend geschmückt, einer frühen Unsterblichkeit würdig erfunden ward. Oft sprachen wir mit einander von den Wohnungen der Freude und von der unaussprechlichen Wonne des Wiedersehens nach der langen gefürchteten Trennung. Denn wir hofften zu dem Gott der Liebe, nicht auf immer getrennt zu bleiben, sondern dereinst uns wieder zu finden, und dann, die Ewigkeit hindurch nur ein freudenvolles Schicksal zu theilen. Nicht lange, so mußten wir uns trennen, noch ehe wir ganz verbunden waren. O der peinlichen Trennung! Nicht sie allein, auch ich rang mit dem Tode, da sie starb, mit ihrem Tode! Allein, ihr emporsteigender Geist schied mit dem zuversichtlichen Zuruf von mir: So wahr der Allgütige lebt, wir sehen uns wieder. — Indem er so mit dem neuen Gespielen redet, horcht ihm dieser mit freudigem Erstaunen zu und hat Mühe, sich zu halten. Und nun stürzt er ihm in die Arme und ruft: Ja, der

Allgütige sey gepriesen! Ich bins, die du suchest, die du vormals deine — Karoline nanntest.

Wilh. Gott! Daß ich dabey seyn sollte, als Zeuge und Mitgenosse eures auf ewig erneuerten Bundes! Welch eine Scene muß das seyn!

Mor. Ach! Du hast noch keine geliebtere Person verloren; noch nie den Jammer einer solchen Trennung, die nachmalige Leerheit der Seele, den Ueberdruß seiner selbst, die Quaal vernichteter Hoffnung und die härmende Sehnsucht eines Verlaßnen gefühlt, mithin immer nur kalte Vorstellungen von jener Freude — Hast du eine Geliebte, Wilhelm?

Wilh. Nein, noch keine.

Mor. Aber doch eine Schwester, die du sehr zärtlich liebst.

Wilh. So zärtlich, als je ein Bruder geliebt hat.

Mor. Und eine kränkliche Schwester.

Wilh. So schreibt mein Oheim. Es hat aber doch keine Gefahr, will ich hoffen?

Mor. Wer steht dafür?

Wilh. Nein, nein doch! Aber morgen im Tage will ich hin. Du begleitest mich doch?

Mor. Wie gerne, wenn's die Umstände litten! — Stelle dir indessen einmal recht lebhaft vor, als wenn du jetzt ankämest, und die liebenswürdige Henriette, auf deren schwesterliche Liebkosungen du dich Jahre lang gefreut, nicht vor der Thüre, nicht am Fenster, auch nicht im Bette, sondern — im Sarge anträfest.

Wilh. Ach Moritz! wozu das? Mich schaudert bey dem Gedanken!

Mor. Und dann, liebster Wilhelm, wenn du von dieser traurigen Idee recht voll bist, wenn du gleichsam nun selbst erfahren hast, welche Pein die Zerreissung so zärtlicher Bande verursacht, dann gedenke dir den seligen Auftritt des Wiedersehens!

Noch oft erinnere ich mich einer rührenden Begebenheit, von der ich selbst in A** ein Augenzeuge gewesen bin. Ich wüßte nicht, daß ich sie dir schon eher er-

zählt hätte; sie verdient es aber! Der würdige Mann, dessen Haus- und Tisch-Genosse ich während meines dortigen Aufenthalts war, lebte als Wittwer, und die Wirthschaft führten ihm seine Nichte und sein Mündel, ein paar junge Frauenzimmer von dem besten Charakter. Die Letztere hieß Karoline, und die Nichte — wie hieß sie doch noch? — Henriette, wo mir recht ist. Diese guten Kinder hatten seit einiger Zeit einen sehr schweren Kummer auf dem Herzen. Denn, Karolinens Bräutigam, und Henriettens einziger Bruder, die sich in Handlungs-Geschäften fast zu gleicher Zeit nach England eingeschifft hatten, kamen gar nicht wieder. Schon acht Monate waren verstrichen, und sie kamen nicht. Auch war bisher nicht die mindeste Nachricht weder von ihnen, noch von den Schiffen eingelaufen. Da nun überdem den vierten Tag nach ihrer Abfahrt ein heftiger und anhaltender Sturm aus Süden geweht hatte; so schien nichts gewisser zu seyn, als daß beyde ihr Grab in den Wellen gefunden. Du kannst

also leicht denken, wie untröstlich Braut und Schwester gewesen! Und wie hätte man ihnen auch noch irgend einige Hoffnung machen können? — Eines Nachmittages waren sie zum Unglücke über jene rührende Erzählung im Gellert gerathen, wo die junge Doris todt auf den herangeschwommnen Leichnam ihres Gatten hinfällt. Vielleicht ward sie noch nie mit so inniger Theilnehmung gelesen; da die eine ihres Verlobten, die andre ihres Bruders Leichnam zu sehen glaubte. Dieß versenkte sie nun vollends in die tiefste Schwermuth. Henriette insonderheit, von Natur etwas lebhafter, wie ihre Freundinn, wieß dießmal jeden Versuch, sie zu trösten, mit Unwillen von sich; wie sich denn überhaupt die brütende Phantasie des Schwermüthigen ungerne stören läßt. Was war da zu thun? Ich und mein Wirth griffen zum Schachbrett und überliessen die armen Mädchen ihrer Laune. Doch kaum hatten wir angefangen, als plötzlich ein Freund vom Hause mit einer äusserst bedeutenden Miene ins Zimmer trat. Beyde matt!

rief er, und warf uns die Steine durch einander. Ich denke Sie besser zu unterhalten. — Und womit denn? — Mit einer Neuigkeit! einer sehr wichtigen, sehr angenehmen Neuigkeit! — Wir baten ihn, unsre Neugierde nicht lange zu foltern — So wissen Sie denn, fuhr er fort, daß ein Todter wieder lebendig geworden, um es noch etwas länger unter uns zu versuchen; und, damit Sie dieß nicht auf mein bloßes Wort glauben dürfen: — Da! Hier ist der Beweiß! Hiemit reichte er Henrietten einen Brief. Wie? rief diese bestürzt, so bald sie die Aufschrift sah; von meinem Ferdinand? Also lebt er noch? Also lebt mein Ferdinand noch? Sie hätte fast den ganzen Brief beym Aufmachen zerrissen, so flog ihr die Hand. Er war wirklich von ihm, und aus Kopenhagen datirt. Ihr Bruder meldete ihr darin nur kurz, daß er durch einen gewaltigen Sturm — eben den, dessen ich vorhin erwähnte — nach den Grönländischen Gewässern verschlagen worden, dort überaus viel Elend ausgestanden, und nachdem er

mit genauer Noth einem Schiffbruche entgangen, den Winter in Norwegen habe zubringen müssen. Hier sey er in eine langwierige Krankheit verfallen, jetzt aber völlig wieder hergestellt, und gedenke mit ehestem, so bald er nur noch einige Sachen in Ordnung gebracht, selbst wieder in A** einzutreffen. — Welche Freude! — Aber, wie kam denn der Brief in ihre Hände? fragten wir jetzt den Freund. So ganz von ungefähr, hieß es. Ein Fremder, den ich im Kaffee-Hause antraf, gab sich mit mir ins Gespräch und erkundigte sich bey mir unter andern nach einer gewissen Henriette Arnhold, an die er einen Brief zu bestellen hätte. Ich versicherte ihn, diese Henriette sey meine sehr gute Freundinn, und erbot mich, den Brief sogleich selbst zu besorgen. Bey weiterer Nachfrage erfuhr ich denn auch, daß er unsern Ferdinand recht wohl kennte, und um alle seine gehabten Schicksale wüßte — Nun! rief Henriette hitzig, und sie brachten ihn nicht selbst her? — Nur gemach! versetzte er: er wird auch schon

kommen! Allenfalls kann ich ihn den Augenblick herbeyrufen. Er ist nicht weit! — Wo denn? Wo denn? — Im Vorzimmer. Nur erschrecken Sie nicht; sein Gesicht hat viel bekanntes! — Großer Gott! schrie Henriette, und war schon zur Thüre hinaus, lag schon am Busen des geliebten Bruders in Ohnmacht! — O Wonne des Wiedersehens! wie süß wirst du nicht dereinst seyn, wenn die Seele dich ganz wird fassen können; wenn kein zu enges Herz mehr den Lauf eines schwellenden Blutes hemmen, und dich selbst unerträglich machen wird! — Wir brachten Henrietten wieder zurechte, und liessen den ersten Ungestüm ihrer Leidenschaft ein wenig verbrausen. Sodann aber mußte Ferdinand seine Begebenheiten erzählen, und er that es mit einer Rührung, die ihn oft stotternd machte und uns allen die Thränen häufig aus den Augen lockte. Mit einem steten Wechsel von Schauder und Freude vernahmen wir jetzt die ganze lange Reihe von Gefahren und Rettungen, aus welchen seine Reise bestanden hatte.

Uns starrte das Blut in den Adern, als er uns die erlittne Kälte beschrieb, die so heftig gewesen, daß ihnen der Athem fast noch im Munde gefroren, ihre Hände oft an Tauen und Masten festgeklebet, und ihre Leiber gleichsam zu halblebendigen Mumien eingeschrumpft worden. Das Gemälde von den Zufällen des Schaarbocks erregte uns Eckel; aber wir empfanden ihn gerne, weil er unser Mitleid vermehrte. Wir glaubten uns selbst auf dem Schiffe zu befinden, sahen unermeßliche Eisfelder und Eisberge auf uns eindringen; geriethen in eine eingebildete Verzweiflung, indem sie jetzt unser armes Schiff von allen Seiten einklemmten und es zu zerbrechen drohten; entsetzten uns vor dem nahen Schicksale, entweder zu sinken oder vor Frost und Hunger umzukommen, oder ein Raub ausgehungerter Bären zu werden, deren grimmige Tatzen wir schon über den Rand des Verdecks hervorklimmen sahen; und freuten uns dann, als wären wir selbst gerettet, indem es hieß: ein glücklicher Windstoß habe endlich

die Eismassen getrennt, und sie wieder in freyes Wasser gebracht. Kurz, jeder grausenvolle Umstand vermehrte unsre zärtliche Theilnehmung, und machte den Mann uns werther, der so vieles erdulden müssen. Er selber gestand, daß er um vieles nicht die Erinnerung des ausgestandnen Elendes und der überwundnen Gefahren missen wollte; indem sie sein ganzes Leben hindurch eine Würze aller seiner Vergnügungen und Bequemlichkeiten seyn würde. Aber, setzte er mit einer zärtlichen Umarmung seiner Schwester hinzu, für ein menschliches Herz ist in jeder schrecklichen Lage das schrecklichste der Gedanke: Ach! die armen Deinigen! Nie sehn wir uns wieder!

Dieser Gedanke belastete das Gemüth unsrer armen Karoline mit seinem ganzen Gewichte. Sie ward durch die Erzählung noch ganz anders gerührt, als wir übrigen. Mit ihrem Schrecken war es wirklicher Ernst; weil sie in aller der Noth und Todes-Gefahr ihren Geliebten erblickte, und den Trost nicht hatte, auch ihn gerettet

tet zu wissen. Sie konnte daher an dem Glücke ihrer Freundinn auch nicht mit ihrer gewöhnlichen Wärme Theil nehmen; ihr gutes Herz that genug, indem es seinen Gram verbiß, um jenes durch keine Wehklagen zu verbittern. Aber auch ihr hatte die gnädige Vorsehung eben das Glück aufgehoben, dessen Henriette so froh war. Vierzehn Tage verstrichen; einige Kanonen-Schüsse verkündigten die Ankunft eines Schiffes; ein schnelles Gerücht verbreitete sich, es sey eines von den beyden, die man so lange für verloren geachtet, und das Gerücht hatte dießmal Recht. Ich lief mit Ferdinand an den Strand; er war voll Menschen; viele standen mit den Zähen im Wasser. Das Volk hier und das auf dem Schiffe war einander ein Echo des lauten Jubels. Lachen und Weinen, Händeklatschen, Springen, Aufwerfen der Hüte, Umarmungen, kurz, alle Aeusserungen der Freude kamen hier zusammen. Auch mir fiel jemand um den Hals, den ich sonst nie mit Augen gesehn hatte, und ich küßte ihn wieder, als ob er mein Bruder

der gewesen wäre. Manche, die sich längst für Wittwen und Waysen hielten, bekamen nun mit einem male Mann und Vater; und, die auf ihr Leben selbst schon längst Verzicht gethan hatten, Weib und Kinder zurück. Die Zärtlichkeit, womit sie einander empfingen, gewährte mir das angenehmste Schauspiel, und machte der Menschheit Ehre, wenn sie sich gleich, der rohen Erziehung der Meisten, und der natürlichen Wildheit ihres Charakters gemäß, etwas unbändig ausließ. Ist doch die Freude allemal, auch bey noch so gesitteten Personen, etwas ungestüm, wenn sie plötzlich und nach einem verzweiflungsvollen Kummer entsteht. Ich selbst, Wilhelm, ich hatte Mühe, mich ruhig zu freuen. Mir war immer zu Muthe, daß ich wohl ein Herr Gott, dich loben wir angestimmt hätte: und mir deucht, es sollte sich zu dieser Gelegenheit noch wohl so gut geschickt haben, als nach blutigen Siegen. — Diese Seefahrer nun hatten alle dieselben Schicksale und noch härtere ausgestanden, als ihre anfänglichen Gefährten,

ten, und auf eine sehr traurige Weise, ich weiß selbst nicht mehr, ob in Island oder gar in Grönland überwintert. Jetzt waren sie da! Ein Sturm hatte sie in den Hafen gejagt.

Wilh. Nun? und Karolinens Liebhaber?

Mor. Stieg auch ans Land. Wir nahmen ihn in Empfang, und beredeten ihn mit Mühe, sich noch ein kleines Stündchen zu gedulden. Henrietten aber gönnten wir das edle Vergnügen, ihre Freundinn während der Zeit stuffenweise von Verzweiflung zu Hoffnung, von Hoffnung zu Erwartung, und so allmählig bis zur völligen Gewißheit von seiner Ankunft zu leiten. Drauf brachten wir ihn zu ihr. Er zitterte, daß er kaum zu gehen vermochte! ihre Stimmen begegneten sich noch eher, als ihre Blicke; sie rissen sich beyde los, und nun — — du hast ja selber ein Herz, um zu fühlen, und, Freund,

dieße Scene
Will nur gefühlt und nicht beschrieben seyn.

Es

Es war die Scene der höchsten Menschenwonne! Wer aber, des Vorgefallnen, und der menschlichen Natur unkundig, hereingetreten wäre, hätte sie vielleicht verkannt, und für eine Scene des Jammers gehalten. Denn wir alle weinten, und die beyden Liebenden schluchzten. Und glaube mir, auf alles Lachen will ich gerne ewig Verzicht thun, wenn ich öfter solche Thränen mit weinen sollte, wie damals! So ward der Liebhaber seiner Geliebten, der Bruder seiner Schwester wieder geschenkt, und jetzt erkannten sie ihre bisherigen Trübsale für eine Wohlthat.

(Wilhelmen bey der Hand fassend) Ja! Freund! Laß uns unsern huldreichen Schöpfer verehren, der gewiß kein Leiden über uns verhängt, welches nicht, durch seine weise Fügung, ein Keim künftiger Seligkeiten für uns wäre. Zu manchen derselben sind vorhergehende Leiden nothwendige Mittel. Unsre Natur bringt es einmal so mit sich. Und wenn denn der Vater unsrer Natur unser Gegenwärtiges verbittert; nun, so thut er es, aus zärtlicher Fürsor-

ge für unsre Zukunft. Ein solches Vertrauen zu ihm, und eine willige Ergebung in seinen Willen ist unsre kindliche Pflicht. Wir haben stets Ursache zu sagen; der Name des Herrn sey gelobet! Nimmt er uns also die Lieblinge unsers Herzens — sie sind das beste unsrer irdischen Güter; sie zu verlieren, ist unser größter Schmerz! — aber gelobt sey auch dann der Name des Herrn! Ohne diesen Schmerz würde sie einst nicht möglich seyn, die Freude des Wiedersehens. — — Nicht wahr, mein Wilhelm? — —

Wilh. Ach Moritz! Das Beben deiner Stimme erschüttert mich durch und durch, und dieser zärtliche Händedruck macht mir Herzklopfen! Ich sträube mich gegen einen Gedanken, der sich mir gewaltsam aufdringt. Aber wahrlich! du hast noch ein Geheimniß im Hinterhalte.

Mor. Ich muß es freylich gestehen; ich habe dir meinen Kummer erst zur Hälfte entdeckt. Mich traf kürzlich ein neuer Streich, von dem die schon benarbte Wunde auch wieder blutet.

Wilh. Dich traf er? Dich selbst?

Mor. Mich oder meinen Freund — ist da ein Unterschied?

Wilh. Mich also! Mich!

Mor. Uns beyde! den einen etwas früher, den andern vielleicht etwas härter. — Es war eine Nachricht, die mir die Freude, dich zu empfangen, sehr vergällte.

Wilh. O Gott! Meine Ahndung täuscht mich gewiß nicht! — Das schöne Kleeblatt! —

Mor. Um dir die Rückkehr in deine Heymath nicht gleich anfangs zu verleiden; um dein Gemüth vorher auf den gehörigen Ton zu stimmen —

Wilh. Freund! ich bin schon mehr, als zu sehr gestimmt! Keine Vorrede weiter! Sage nur, ist sie etwa todtkrank?

Mor. Vermuthlich sprichst du —

Wilh. Von ihr! Von Henrietten! Von der einzigen Schwester, die ich habe, oder — gehabt habe! Sage, ist sie todtkrank und ohne Hoffnung?

Mor. Nein!

Wilh. Daß du Ja sagtest! Ich wollte viel um dieses traurige Ja geben. — Ich werde sie also auch nicht mehr im Bette antreffen? — Nicht? — Auch nicht einmal im Sarge mehr?

Mor. Hier ist der letzte Brief deines Oheims; lies ihn selbst!

Wilh. (liest ihn flüchtig, und wirft ihn mit Heftigkeit von sich; stützt dann den Kopf auf die linke Hand, die auf dem Knie ruhet, und blickt starr zu Boden. Nach einer ziemlichen Pause faßt ihn Moritz bey der Schulter) Laß mich!

Mor. Aber mein armer Freund! —

Wilh. Laß mich, ich bitte dich!

Mor. Nur nicht diesen stummen Schmerz! Laß deinen Moritz —

Wilh. Sie war meine einzige Schwester!

Mor. Freylich! und eine so gute!

Wilh. O, es gab nie eine beßre!

Mor. Dein Gram ist auch sehr gerecht —

Wilh. So gönne mir ihn!

Mor. Ich will ihn auch nicht wegtrösten; nur theilen will ich ihn mit dir! Wer könnte das besser, als ich? Ich selbst hatte drey blühende Schwestern, und sie starben in ihrer Blüthe! Auch eine Braut hatte ich, und sie verschied in meinen Armen!

Wilh. (Aufstehend) Dieß quält mich eben! Dieß am meisten! daß sie nicht in meinen Armen verschieden ist; daß ich nicht wenigstens noch auf ihren erblaßten, eiskalten Mund noch einen brüderlichen Abschieds-Kuß drücken durfte; daß ich, (mit einem plötzlichen Thränengusse) daß ich sie unter jener Linde im Vorhofe, wo sie bey meiner Abreise so herzlich weinte, zum letztenmale soll gesehn, zum letztenmale umarmet haben! O dieß; —

Mor. Zum letztenmale, mein Freund? Wahrhaftig nicht! Künftig wieder, und dann auf ewig! Komm! Zu Karolinens Grabe! Sie war die Busenfreundinn deiner Schwester! — Komm!

Beantwortung
einer freundschaftlichen Kritik
des
vorhergehenden Gesprächs.

Werthester Freund,

Sie haben gütigst meine Bitte erfüllt, und über mein Gespräch vom Wiedersehen eine Kritik gemacht; wofür ich Ihnen recht sehr verbunden bin. Daß ich Ihnen nur in einigen Stücken, und mir selbst in den meisten Recht gebe, versteht sich ja wohl von selbst. Ob Sie mir aber jetzt auch überall Recht lassen werden, wo ich es noch zu haben glaube; das ist eine andre Frage. Inzwischen erlauben Sie mir, es zu hoffen — Sie sind ja mein erbetner Opponent — und in dieser Hoffnung Ihre philosophischen Einwürfe, so gut ich kann, zu beantworten. Aber auch nur die philosophischen. Denn Ihre übrigen Erinnerungen habe ich zum Theil stillschweigend genutzt; zum Theil hebe ich sie zur Unterhaltung für die angenehmen Stunden des Umganges mit Ihnen auf.

Vermuthlich wird es mit zu meiner Vertheidigung behülflich, also nicht über-

flüßig seyn, wenn ich Ihnen vorher den ursprünglichen Gang meiner Ideen etwas deutlicher, in einzelnen Sätzen, vorzeichne, als es im Dialogen selbst geschehen konnte. Die dialogische Form ist überhaupt eine der schwersten, die sich ein Schriftsteller wählen kann. Ich habe den Versuch gemacht, und will herzlich froh seyn, wenn er mir nur nicht gänzlich verunglückt ist. Da hier kein systematischer Zusammenhang der Ideen statt findet, wie in einer blossen Abhandlung; da man alles, was man über seinen Gegenstand sagen will, mehreren so in den Mund legen muß, daß immer einer dem andern eine ungezwungne Veranlassung zum Reden gebe: so geht nur zu leicht eben so viel an Deutlichkeit im Ganzen verloren, als etwa an Interesse gewonnen seyn mag. Wer das zu verhüten weiß, wer den Beweis eines Satzes durch alle Verwickelungen eines lebhaften Gesprächs deutlich genug hindurchzuführen versteht, ohne doch die wesentlichen Regeln der Form zu vernachlässigen; der ist, — was ich wahrlich noch

nicht

nicht halb bin — ein Meister! Wie gesagt, wenn mir mein Versuch nur nicht gänzlich verunglückt ist!

Zweyerley mußte vorläufig ausgemacht seyn, nehmlich, daß wir auch künftig in geselliger Verbindung mit andern moralischen Wesen zu stehen, und dann, daß wir zunächst mit Wesen unsrer eignen Art Umgang zu haben, bestimmt sind. Beydes hätte ich vielleicht voraussetzen sollen. Weil es aber doch Gegenstände einer oft ungleich ausfallenden Speculation sind, und weil ich bey deren Erörterung Gelegenheit fand, den Beweis meines Hauptsatzes vorzubereiten; so wollte ich beydes lieber nicht voraussetzen. Die Gründe nun, womit ich die Hoffnung des Wiedersehens, als eine sehr vernunftmässige, zu rechtfertigen suche, sind kürzlich diese:

der Wunsch, mit den vorzüglichsten Gegenständen unsrer Liebe dereinst wieder vereinigt zu werden, ist uns allen gemein, und entspringt aus einem unauslöschlichen Triebe unsrer Natur. In un-

unsrer Natur kann aber kein Trieb vorhanden seyn, für den die Vorsehung überall keine Befriedigung gewollt hätte.

Wiedervereinigung ist nicht nur etwas erwünschtes, sondern unstreitig auch etwas **wünschenswürdiges**, mithin eine mögliche gute Folge unsrer irdischen Verbindungen, die wir billig einer göttlichen Fügung zuschreiben, wie alle Veranstaltungen in der Welt. Steht dieser guten Folge nichts entgegen; so gehört sie gewiß zu den Absichten Gottes, der alles mögliche Gute will. Und was stände ihr denn entgegen?

Ewige Trennung wäre ein ewiges Uebel. Dauert sie nur eine Zeitlang; so ist sie bloß die Bedingung grosser künftiger Freuden, die ohne sie nicht statt fänden. Ewig darf sie also nicht währen, oder dieß müßte die nothwendige Bedingung noch höherer Freuden und Vortheile seyn. Und was für Freuden und Vortheile könnten diese Bedingung haben?

Nichts von alle dem, was wir hier besitzen, nicht einmal die nehmlichen Werkzeuge unsrer Seele nehmen wir mit uns in jene Welt. Erhalten wir unsre Geliebten wieder: so bleibt uns ein wirklicher Gegenstand aus diesem Leben; der einzige, der uns möglicher Weise bleiben kann. Sonst aber bliebe uns nichts, als die bloße Erinnerung des Vergangnen, und unser künftiges Daseyn hätte mit dem Gegenwärtigen gar nichts gemein. In jenem Falle entsteht offenbar ein mehr planmäßiger Zusammenhang in unsern Schicksalen, eine genauere Beziehung zwischen unserm jetzigen und künftigen Leben.

Die engern Verbindungen des Gemüths haben den vorzüglichsten Einfluß auf unsre sittliche Bildung. Diese nun, und die aus ihr entstehende Fähigkeit zum Genusse himmlischer Güter, wäre allerdings eine bleibende gute Folge, auch im Falle einer ewigen Trennung. Allein, jene Verbindungen können auch selbst ein himmlisches Gut für uns wer-

werden, und eine stete unmittelbare Quelle unsers künftigen Glücks. Sodann sind sie weit zweckvollere Verfügungen der höchsten Weisheit und Güte, die durch jedes Mittel, nicht das wenigste, sondern das meiste Gute zu erreichen sucht.

Aechte Freundschaften, solche nehmlich, die sich auf Tugend gründen, sind ihrer Natur nach einer ewigen Fortdauer nicht nur fähig, sondern auch so sehr würdig. Dieß gibt ihnen eine innre Bestimmung für die Ewigkeit. Wären sie gleichwohl eben so vergänglich, als alle die übrigen Eitelkeiten dieses Lebens: so stimmte ihr wirkliches Schicksal mit ihrer natürlichen Bestimmung nicht überein; so hätten sie, der Möglichkeit nach, einen überaus hohen, der Wirklichkeit nach aber — ihre zufälligen Wirkungen abgerechnet — einen sehr mittelmäßigen Werth; und, wenn man davon einmal überzeugt wäre, so thäte man fast klug, sich aufs möglichste vor aller zärtlichen Anhänglichkeit zu

hü-

hüten; um sich hier und dort den so bittern Schmerz der Trennung zu ersparen.

Das verdienstliche Thun und Leiden einer wohlwollenden Seele kann keine angemeßnere Belohnung finden, als die unmittelbar aus eben den Verhältnissen entspringt, in welchen sie so verdienstlich gehandelt oder gelitten hat. Welche Seligkeit gewährt nicht der Anblick solcher Vollkommenheiten, die man selbst veranlaßt, deren Wachsthum man selbst befördert hat? Und ist nicht unsre Neigung zu einem Gegenstande um desto stärker, je mehr wir uns bereits um ihn verdient gemacht haben? am stärksten aber dann, wenn es uns große Anstrengungen und Aufopferungen kostete?

Seligkeiten, die unmittelbar aus unsern Leiden entspringen, werden uns auch die Güte und Weisheit in den oft so dunkeln Wegen der Vorsehung ohne Zweifel in ein weit helleres Licht setzen, als solche, die nur eine entfernte, oder

viel=

vielmehr gar keine eigentliche Folge jener Leiden, sondern willkürliche Belohnungen sind. Wie wird einst gemeinschaftliche Freude nach gemeinschaftlichen Leiden so wohl thun! Wie wird man da diese Leiden segnen, in welchen man zum Theil seine Freuden unmittelbar gegründet fühlt!

Unsre künftigen Schicksale werden unstreitig den Bedürfnissen unsrer moralischen Natur gemäß eingerichtet seyn; werden jede sittliche Vollkommenheit begünstigen. So sind eine unverbrüchliche Treue in eingegangnen Verbindungen, eine thätige Dankbarkeit für genoßne Liebe vortrefliche Tugenden, die der Gelegenheit, sich fortwährend zu äussern, mit ihrem Gegenstande nicht auf ewig beraubt werden dürfen. Also nicht auf ewig dürfen unsre jetzigen zärtlichen Verbindungen aufhören; so wenig in unsern künftigen ein steter Unbestand herrschen darf.

Aus diesen Betrachtungen, deucht mir, ergibt es sich, daß eine Wiedervereinigung

nigung mit unsern Lieblingen in der That für unser künftiges Glück gar kein gleichgültiger, sondern vielmehr ein überaus wichtiger Umstand sey; daß dadurch zugleich ein weit vollkommnerer Zusammenhang, eine weit genauere gegenseitige Beziehung zwischen diesem und jenem Leben entstehe; daß mithin die so sehnlich gehoffte Wiedervereinigung, aller Wahrscheinlichkeit nach, mit in den grossen Plan der Vorsehung gehöre. Wir können zu der höchsten Weisheit und Güte nicht anders hoffen. Die Vernunft selbst gibt dieser Hoffnung unsers Herzens ihren ganzen Beyfall. Zwar ist eine ewige Trennung an sich möglich; dieß ist aber auch alles, und es gibt weiter gar keinen positiven Grund, sie zu befürchten.

Sehen Sie, liebster Freund, dieß sind die Haupt-Ideen meines Versuchs. Ich habe also den Beweis meines Satzes aus einer Quelle geschöpft, die Herr Campe freylich nur dem Dichter und Redner offen lassen, dem Philosophen hingegen verschliessen will; nur sehe ich nicht, mit wel-

chem Rechte? Für mich wenigstens hat der Beweis für die Unsterblichkeit der im dritten Gespräche des Phädon geführt ist, weit mehr überzeugendes und beruhigendes, als der von ihm gewagte jemals haben wird. Vielleicht auch für Sie und hundert andre. Auch hoffe ich doch, wiewohl ich mich übrigens für keinen Philosophen ausgebe, man werde meine Gedanken für etwas mehr, als Dichterey, gelten lassen. — Itzt erlauben Sie mir, daß ich mich auf gut Glück an die Beantwortung Ihrer Einwürfe wage.

Der erste betrifft das, was ich von dem Umgange mit Wesen einer höhern Gattung gesagt habe. Sie können sich nicht überzeugen, daß der Abstand zwischen uns und ihnen einem vertraulichen Umgange hinderlich seyn sollte. Sie meynen, es sey wohl nicht die Größe der Marc Aurele, die uns schüchtern mache; sondern vielmehr der Gedanke, daß diese erhabnen Sterblichen, bey aller ihrer Herzens Güte, doch veränderliche Menschen bleiben, deren Güte sich also, nicht ohne

Nach-

Nachtheil für uns, in Unwillen verwan-
deln könnte. Dort hingegen werde zwar
der menschliche Geist nicht den weit aus-
gedehnten Wirkungskreis des Engels ha-
ben; aber, er werde auch der Gewalt des-
selben nicht mehr unterworfen seyn, als
dieser der seinigen; daß wir also von den
Engeln nichts zu befürchten, aber wohl
Beförderung unsrer Vollkommenheiten zu
hoffen hätten. In jenem veredelten Zu-
stande unsrer Natur sey es ferner wohl
nicht unmöglich, mit höhern Wesen zu
sympathisiren. Auch lasse sich nicht sa-
gen, ob wir nicht, ungeachtet unsrer weit
geringern Kräfte, dergestalt auf jene wer-
den zurückwirken können; daß dadurch
auch ihre Vollkommenheit und Seligkeit
vermehrt werde.

Bey alledem, liebster Freund, be-
haupte ich noch immer: die Engel würden
besser mit uns daran seyn, als wir mit
ihnen. Was Sie von unsrer Zurückwir-
kung auf diese höhere Wesen und ihrer
dadurch zu vermehrenden Seligkeit sagen,
ist und war allerdings auch meine Mey-

nung. Ist es doch schon ein wahres Vergnügen für den vernünftigen Mann, eine Kinder-Seele zu beobachten; befördert es doch seine eigne Vollkommenheit, wenn er, mit glücklichem Erfolge, zur Bildung dieser Seele beyträgt. Allein, Sie selbst geben doch am Ende, wie billig, zu: daß wir bey weitem nicht so zurückwirken könnten, als auf uns gewirkt worden; daß wir uns so den Engeln nicht mittheilen, ihnen zur Vermehrung ihrer Vollkommenheiten so nicht behülflich seyn könnten, als den Wesen unsrer Art. Und eben dieses Grundes wegen finde ich eine recht innige Vetraulichkeit zwischen uns und den Engeln nicht wohl möglich. Kinder sind unter Kindern immer am ungezwungensten. Ein Mann von mittelmäßigen Kenntnissen geht zwar mit einem Newton, einem Leibnitz oder Lambert unendlich lieber um, als mit einem Dummkopfe; weil er von jenen vieles lernen kann. Allein, weil er von solchen erhabnen Männern immer nur lernen muß; weil er sich vor ihnen nur selten, ohne die Furcht, eine Blöße

zu zeigen, mit seinen eignen Ideen her-
vorwagen darf; weil er es stets fühlt,
daß jene sich herablassen müssen, um sich
mit ihm zu unterhalten: so kann er zwar,
ihres bekannten guten Charakters wegen,
alles mögliche Vertrauen zu ihnen haben,
aber nicht alle die zwanglose Vertraulich-
keit, womit er einem Freunde begegnet,
dem er allenfalls eben so viele neue Ein-
sichten zurückgeben kann, als er von ihm
empfängt. Kurz, Ehrfurcht und Ver-
traulichkeit vertragen sich ihrer Natur nach
nicht so recht. Und wenn nun die Engel
doch einmal höhere Wesen sind, die in
ihren Vollkommenheiten eben so unaufhör-
lich fortwachsen, als wir in den unsrigen:
so bleibt auch immer zwischen uns und
ihnen ein Verhältniß, welches von unsrer
Seite Ehrfurcht erfordert. Unsre Sicher-
heit bey ihnen ändert nichts in der Sa-
che. Uebrigens kann ich nicht umhin, zu
glauben, daß der Mensch auch künftig
mehr der Gewalt des Engels, als der
Engel der seinigen, unterworfen seyn wer-
de. Die Ungleichheit der Kräfte, und die

 dar-

daraus natürlich folgende Subordination in der Welt lassen es schwerlich anders zu.

Ihre hiernächst gemachten Einwürfe gegen die Wahrscheinlichkeit einer Wiedervereinigung, in so ferne ich sie aus dem planmäßigem Zusammenhange des Gegenwärtigen mit dem Zukünftigen herleite, möchte ich gerne insgesamt auf einmal beantworten. Lassen Sie mich also zuvörderst diese Einwürfe selbst in einer Reihe neben einander aufstellen, und dann zusehen, wie gut oder wie schlecht ich mich gegen sie vertheidigen könne. Ihnen scheint aus jenem planmäßigen Zusammenhange für eine Wiedervereinigung nichts zu folgen. Sie sind indessen noch ungewiß, wie ich eigentlich geschlossen habe. Wäre etwa mein Obersatz der: Alles Angenehme und Heilsame, was uns in diesem Leben begegnet, und von der Weisheit Gottes verfügt ist, uns zu unsrer künftigen Bestimmung vorzubereiten, muß uns in der Zukunft noch einmal, und zwar auf immer zu Theil werden: so vermissen Sie den Beweis. Denn dieß eben

sey

sey nicht erwiesen, daß alles, was den ganzen segensvollen Einfluß auf unser Glück, den es seiner Natur nach haben kann, auch wirklich haben soll, deswegen wieder erneuert werden müsse, nachdem es hier bereits Dienste gethan. Sollen denn, fragen Sie, auch die unangenehmen Schicksale, die doch auch einen bestimmten Einfluß auf unser künftiges Wohl haben, wieder erneuert werden? — Hätte ich aber so geschlossen: die gegenwärtigen Seelen-Bündnisse können wieder erneuert werden, also müssen sie es auch: so scheint Ihnen dieß ein völliger Cirkel im Beweisen. — Doch bey weiterer Vergleichung treffen Sie endlich den Schluß, den ich meinen Moritz wirklich, wiewohl mit mehrerer Einschränkung, machen lasse. Es ist dieser:

Alle freundschaftliche Verbindungen dieses Lebens müssen alle die guten Folgen haben, die sie, ihrer Natur nach, haben können;

Es gibt aber einige solcher Folgen, die nicht ohne Wiedervereinigung statt finden:

 Da-

Daher muß diese Wiedervereinigung auch einmal erfolgen.

Nun haben Sie zwar nichts gegen die Form dieses Schlusses, desto mehr aber gegen die Richtigkeit der Prämissen. Es ist wahr, sagen Sie, daß alle freundschaftliche Verbindungen des Tugendhaften so viele Vollkommenheiten in der Welt — wegen des allgemeinen Zusammenhangs der Dinge — und auch in dem nachfolgenden Zustande des Tugendhaften selbst hervorbringen werden, als mit der Idee, die Gott von der besten Welt hat, vereinbar sind. Aber auch so viel Gutes, als ihrer Natur nach möglich ist, dieß ist zu viel gesagt. Werden nicht die Folgen — Folge für Wirkung genommen — so wohl guter, als böser Handlungen auf tausenderley Art eingeschränkt? Wollte man Folge für blossen Erfolg nehmen; so ist es freylich unleugbar, daß auf alles, was uns in der Welt begegnet, so viel Gutes folge, als, nach der Idee Gottes von der besten Welt, darauf folgen kann. Dann frägt sich aber weiter, ob die Wiederer-

neuerung zärtlicher Freundschaften wirklich mit zur besten Welt gehöre? Uud dieß ist es eben, was wir nicht wissen können, wie Moritz selbst zugibt. (Um Vergebung! Moritz gibt; so viel ich weiß, nur zu, daß es sich nicht völlig erweisen lasse; behauptet aber zugleich, daß dem, aller Wahrscheinlichkeit nach, so sey.) Auch lasse sich, meynen Sie, gegen den Untersatz noch einwenden: die guten Folgen der Seelenbündnisse, die ohne Wiedervereinigung nicht statt fänden, wären nicht genannt, und, wenn sie auch genannt wären, so hätte doch Moritz davon, daß Seelenbündnisse Folgen haben müssen, auf diese oder jene bestimmte Folge unrichtig geschlossen. — Doch dieß träfe eigentlich noch den Obersatz. — Weil wir demnach von dem Plane der göttlichen Vorsehung nur im allgemeinen urtheilen, aber, da er so viel umfassend ist, und seine Theile so unzählich vielerley Beziehungen unter einander haben, über diese Theile und ihre Nothwendigkeit oder Entbehrlichkeit nichts entscheiden können: so bleibe es völ-

lig unausgemacht, in wie ferne etwa dieses oder jenes, was wir hoffen und wünschen, zum Plane Gottes gehöre. Und dann habe Wilhelm eben so viel für seinen Zweifel, als Moritz für seine Behauptung.

Diese Ihre bisherigen Einwürfe sollen denn auch den Grund schwächen, der sonst, weil er aus einer unveränderlichen Eigenschaft der menschlichen Seele hergenommen ist, der behaupteten Thesis ungemein viele Wahrscheinlichkeit verschaffe; den nehmlich, daß eine verzweifelnde Sehnsucht nach den verlohrnen Lieblingen unsre Ruhe im Himmel nothwendig würde stören müssen. Denn dieß setzt voraus, sagen Sie, unsre künftige Glückseligkeit werde und müsse vollkommen seyn; und darüber haben wir, aus Vernunft-Gründen, keine Gewißheit, nicht einmal Wahrscheinlichkeit. Wer weiß, ob nicht der Mangel gewisser Freuden nöthig ist, um uns die übrigen desto schmackhafter zu machen? Hier im Leben ist es doch so! und da hätte denn der Gegner doch auch

etwas

etwas aus der Natur der menschlichen Seele für sich anzuführen. Noch mehr! Zur Glückseligkeit gehört es unstreitig, daß man sich in die unangenehmen Verhältnisse, in die man geräth, zu finden wisse. Der selige Geist eines verstorbnen Tugendhaften wird um so viel glücklicher daran seyn, je mehr er einsieht, daß Gottes Anstalten die besten sind; je deutlicher und vollständiger er diese Anstalten einsieht, und je inniger er sich, eben dieser bessern Einsicht halber, darüber beruhigt. Gesetzt nun, es gehöre zum Plane Gottes, mich auf ewig von meinen Freunden zu trennen: — ein Fall, dessen Unmöglichkeit zu beweisen, Moritz selber sich nicht getrauet — so würde sich dereinst mein Geist, bey den Fügungen des Allgütigen, je länger, je mehr beruhigen, und durch den Anblick so mancher Realitäten, die die Trennung von meinen Freunden in der Welt möglich und wirklich gemacht hätte, für den Verlust entschädigt werden. — Man könnte sagen, ich hätte den Fall, daß eine ewige Entfernung von meinen

Lieben zum göttlichen Plane der besten Welt gehöre, willkürlich angenommen. Das habe ich aber nicht! Moritz will zeigen, daß aus dieser angenommnen Voraussetzung Widersprüche, entweder mit Gottes Güte oder mit der Natur der Seele, folgen. Ich hingegen suche zu zeigen, daß unter der Voraussetzung, es gehöre wirklich eine solche ewig dauernde Trennung zum göttlichen Plane der Welt, nichts wider Gottes Güte oder wider die Natur der Seele angenommen werde.

Fast befürchte ich, liebster Freund, daß meine Philosophie neben der Ihrigen nicht die beste Figur machen werde; und es wäre für mich kein sonderlicher Trost, alle Herzen, und selbst Ihr eignes, auf meiner Seite zu haben, indessen Sie alle Köpfe auf der Ihrigen hätten. Ich will also jetzt den Versuch machen, ob ich Ihre Einwürfe zu Ihrer eignen Befriedigung werde beantworten, oder mir doch unter den Köpfen eine Parthey machen können. Gelingt es mir, so werden Sie, das weiß ich, eben nicht scheel dazu sehen. Denn

Sie

Sie haben mir nur Einwürfe gemacht, weil ich's wünschte, und um mir Gelegenheit zu geben, den Einwendungen meiner künftigen Leser allenfalls im voraus zu begegnen.

Der Satz: alles angenehme und nützliche, was uns hier, in Rücksicht auf unsre künftige Bestimmung, verliehen ist, muß uns dort noch einmal, und zwar auf immer, zu Theil werden, ist allerdings falsch. Ich habe ihn auch nicht zum Grunde gelegt. Wenn ich indessen auch ohne Einschränkung sagen wollte: Alle Veranstaltungen hienieden müssen den ganzen segensvollen Einfluß auf unser künftiges Glück haben, den sie ihrer Natur nach haben können: so hätte ich damit doch noch keineswegs behauptet, daß sie alle, auch die unangenehmen, einst wieder müßten hergestellt werden. Die unangenehmen könnten ja nicht wieder hergestellt werden, ohne Widerspruch mit unserm Glücke. Ueberhaupt aber sind nur die Seelen-Bündnisse, sie allein, dessen fähig; da sie einer geistigen und moralischen Natur

tur sind, und der Tod weder ihre Gegenstände selbst, noch diejenigen Vollkommenheiten derselben, worauf sie sich gründen, vernichten kann. Von den Seelen-Bündnissen allein behaupte ich also, daß sie dereinst wieder erneuert werden müssen, um den ganzen segensvollen Einfluß zu haben, den sie ihrer Natur nach haben können. Ich schliesse damit nicht so schlechtweg vom **Können** aufs **Müssen**; sondern nur bedingungsweise. Ich mache das bloße Können nicht zum Grunde des Müssens. Diesen Grund finde ich vielmehr in der Weisheit und Güte Gottes. Es ist nehmlich unbezweifelt gewiß, daß Gott alles mögliche Gute will, was aus einer jeden Einrichtung — versteht sich freylich, im Zusammenhange der Dinge — entstehen kann; ferner, daß man von der Vollkommenheit des Ganzen desto würdiger denkt, je genauer verkettet man sich alle Theile desselben, je zweckreicher ein jedes, vorstellt. Weil nun aber tugendhafte Verbindungen, in so ferne sie die Gemüther angehen, von Natur einer Wiederherstellung

in

in jener Welt fähig sind; weil durch ihre Wiederherstellung sie selbst weit zweckvoller für unsre Zukunft werden, und eben dadurch unser ganzes gegenwärtiges Leben eine weit nähere Beziehung auf unsre künftige Bestimmung erhält: so können wir nicht umhin, ihre Wiederherstellung der Weisheit Gottes gemäßer zu finden, als ihre gänzliche Aufhebung. Sie sind aber sodann in der That zweckvoller, sind sodann selbst Zwecke der Zukunft, anstatt bloß Mittel zu andern Absichten zu seyn. Das Studium der Meßkunst, um durch dieses Beyspiel meine Idee noch mehr zu erläutern, ist immer nützlich, auch, wenn es bloß zur Schärfung des Verstandes getrieben wird. Allein, bey dem Jünglinge, der zur Sternkunde, zur Baukunst, oder zu sonst einem Geschäfte bestimmt ist, wobey er stets einen unmittelbaren Gebrauch von seinen mathematischen Einsichten machen kann, ist dieses Studium doch ungleich zweckvoller, als etwa bey dem Theologen, dem Humanisten. — Erinnern Sie sich hier, mein Bester, daß ich es

nicht

nicht unternommen hatte, aus meiner Behauptung eine ewige, unumstößliche Wahrheit zu machen. Dürfte ich nun nichts glauben, wäre nichts glaubwürdig, als wovon man das Gegentheil an sich, oder doch aus andern völlig erwiesenen Gründen, für etwas unmögliches halten müßte; so hätte ich freylich mit aller meiner Arbeit nichts gewonnen. Allein, da es vernunftmäßig ist, schon durch ein geringes Uebergewicht von Gründen seine Meynung bestimmen zu lassen: so bin ich ruhig. Denn, eine künftige Wiedervereinigung ist, das behaupte ich, ungemein wahrscheinlicher, als eine ewige Scheidung der besten Freunde; oder vielmehr, sie ist allein wahrscheinlich, hat allein positive Gründe für sich. Denken Sie sich nur einmal den Fall recht lebhaft, daß von allen, die hier in einem zärtlichen Bunde lebten, keiner den Liebling seiner Seele je wieder antreffen sollte, und sagen Sie mir, ob nicht diese Vorstellung Ihrer menschlichen Vernunft im Grunde eben so anstößig ist, als ihrem menschlichen Herzen? Denken Sie sich noch

wei-

weiter, daß auch alle künftig entstehende Verbindungen, mögen sie gleich noch so edel, noch so zärtlich, einer Ewigkeit noch so werth seyn, gleichwohl insgesamt dem fürchterlichen Schicksale einer gänzlichen Vernichtung unterworfen wären, und sagen Sie mir, ob nicht dieser Gedanke mit allen Ihren Begriffen von den Bedürfnissen unsrer Natur und der weisen Güte unsers Urhebers eben so unverträglich ist, als mit allen Gefühlen Ihrer Seele? Ist aber der letztere Fall unglaublich; so ist es wahrlich jener eben so sehr. Eine ewige, und selbst eine allgemeine Scheidung ist an sich möglich, das will ich zugeben. Auch ist es überhaupt möglich, das heißt, in so ferne wir in dem unendlichen Plane der Vorsehung immer viel unbegreifliches voraussetzen müssen, allenfalls gedenkbar, daß eine Wiedervereinigung sich nicht in die beste Reihe der Dinge schicken möge. Mir deucht, dieß sey viel zugegeben! Allein, welcher positive Grund läßt sich nun weiter anführen, um dieses mögliche, auch wahrscheinlich zu machen? Oder was ver-

verliert meine Behauptung durch die blosse Gedenkbarkeit des Gegentheils an ihrer Wahrscheinlichkeit? diese bleibt unvermindert, und nur die volle Gewißheit wird ihr dadurch entzogen. — Die Lehre von der Unsterblichkeit ist vielleicht noch nicht so strenge erwiesen, als die Lehre von der besten Welt. Wird man aber vernünftiger Weise zweifeln können, ob auch die Fortdauer unsrer Seelen zur besten Welt gehöre? Man kann sich, in Ansehung dessen, gleichfalls auf die menschliche Unwissenheit berufen, und eben deswegen, weil wir von der besten Welt nur einen sehr allgemeinen Begriff haben, unsre Vernichtung überhaupt gedenkbar finden. Ich sage, **überhaupt** gedenkbar. Denn, sie hört auf, es zu seyn, so bald wir sie mit andern Begriffen vergleichen, deren Richtigkeit wir nicht bezweifeln können, ohne zugleich unsre Vernunft für ein Unding zu halten, und sie mit der ewigen Vernunft, ihrer Urheberinn, in den schrecklichsten Widerspruch zu setzen.

Bin ich denn also völlig ungewiß über alles, was meine Zukunft betrifft? Ist unter den unbekannten Gütern derselben gar kein bekanntes? Darf ich von alle dem, was mich meine Natur selbst wünschen heißt, nichts mit Zuversicht erwarten? Da müßte ich keine richtige Vorstellung von irgend einer Vollkommenheit haben. Sie sagen zwar, wir haben darüber, aus Vernunftgründen, keine Gewißheit, nicht einmal Wahrscheinlichkeit, ob unser künftiger Zustand eine vollkommne Glückseligkeit seyn werde? Von einer absolut vollkommnen Glückseligkeit kann die Rede nicht seyn; die kömmt dem höchsten Wesen allein zu. Ich weiß es aber sehr gewiß, so gewiß, als ich an eine unendliche Güte glaube, daß durch ihre Veranstaltung unsre Glückseligkeit dereinst so vollkommen seyn werde, als es die jedesmalige und stets im Zunehmen begrifne Empfänglichkeit eines jeden zulassen wird. — Gut! sagen Sie; aber nicht bloß nach dem Grade unsrer Empfänglichkeit, auch nach den Erfordernissen des allgemeinen

Besten wird sich das Maaß unsers Glücks richten müssen. — Diese Einschränkung ist billig. Vielleicht bin ich dort so wenig, als hier, je ganz so glücklich, als ich es wohl, meiner eignen Beschaffenheit nach, seyn könnte. Vielleicht! Aber gewiß doch so glücklich, als ich es, bey dieser meiner Beschaffenheit, in der besten Verbindung der Dinge seyn kann. Nun? Und die beste Verbindung der Dinge sollte vielleicht unsre ewige Trennung von unsern liebsten Freunden erfordern? Wenn sich dieses traurige **Vielleicht** etwa nicht ganz vertilgen läßt: so ist es doch, sollte ich meynen, von aller Wahrscheinlichkeit so ganz entblößt, daß es uns im mindesten nicht beunruhigen darf. Die beste Welt, die beste Verbindung der Dinge ist, der Idee des besten gemäß, unstreitig diejenige, in welcher die meiste Vollkommenheit, also die meiste Glückseligkeit, möglich ist. Nun muß sich zwar die Vernunft bescheiden, daß in der göttlichen Idee von dem Besten unendlich vieles enthalten seyn müsse, woran ihr gar kein

Ge-

Gedanke kommen kann; und vieles enthalten seyn **könne**, welches ihren Vermuthungen entgegen läuft. Indessen hat sie doch auch manche Einsichten von entschiedner Richtigkeit, und andre von einer grossen Wahrscheinlichkeit, und sie thut ihre Pflicht, wenn sie irgend ein Problem mit solchen Einsichten vergleicht, und das Resultat unter ihren Schätzen beylegt.

Wie Trennung an sich ein Uebel ist; so ist Widervereinigung, an sich betrachtet, unstreitig ein sehr wichtiges Gut. Sie muß uns also von der höchsten Güte zugedacht seyn, wofern sie nicht irgend einem höhern Gute, irgend einer Vollkommenheit des Ganzen, oder uusers eignen künftigen Zustandes hinderlich ist. Welcher nun sollte oder könnte sie hinderlich seyn? — Von der Beschaffenheit unsers äusserlichen Zustandes in jener Welt wissen wir freylich nur überaus wenig. Doch sie sey, wie sie wolle; sie kann unmöglich der Wiedervereinigung im Wege stehen; wir müßten denn in unsrer Art zu existiren künftig gar nichts mit einander ge-

 mein

mein haben. Hingegen ist es im höchsten Grade wahrscheinlich, oder vielmehr gewiß, daß wir zunächst mit Wesen von unserm eignen Geschlechte in geselliger Verbindung leben werden. Und warum denn nicht mit unsern ehemaligen Freunden, sobald nicht etwa eine zu große Ungleichheit des Charakters ein zu ungleiches Schicksal nothwendig machte? Ich weiß mir gar keine äusserliche Vollkommenheit jenes Lebens zu gedenken, die durch die Gemeinschaft mit ihnen verloren oder vermindert werden könnte; und noch weniger solche moralische Güter, die die so traurige Bedingung, ewig geschieden zu bleiben, erforderten. Allerdings kann oft der Mangel gewisser Freuden nöthig seyn, um uns den Genuß der übrigen desto schmackhafter zu machen. Aber, die Freuden möchte ich nur kennen, die es durch die Entbehrung unsrer liebsten Freunde werden könnten! So lange mir der Gegner keine solche zu nennen weiß; so lange es in der Natur unsrer Seele ist, daß Mittheilung uns den Besitz jeder Kenntniß, jeder Freu-

de kostbarer, jedes Leiden erträglicher macht: so hat er auch aus dieser Natur noch nichts für seine Meynung angeführt; hingegen widerspricht ihm die Erfahrung, indem, ihr zu folge, Mittheilung jene Wirkung gemeiniglich um desto stärker hervorbringt, je älter und bewährter der Freund ist. Befriedigung wohlwollender Triebe macht den vornehmsten Theil unsrer Glückseligkeit künftig eben so gewiß aus, wie hier. Und sollte es der ewigen Weisheit nicht möglich seyn, mich recht glücklich zu machen, ohne zugleich meine wohlwollenden Triebe da zu kränken, wo sie schon so lange gewirkt hatten? wo es ihnen natürlicher Weise am wehsten thäte? Wenn demnach Widervereinigung mit meinen Freunden weder meiner äußerlichen noch innerlichen Vollkommenheit im Wege stehn kann; — denn, wie sie es etwa könnte, wird so leicht Niemand errathen — wenn sie vielmehr beyde vermehren hilft — und wie sie das könne, wird jedermann leicht begreifen: — so läßt sich auch schwerlich befürchten, daß sie mit dem Be-

sten des Ganzen unverträglich seyn dürfte. Die Trennung, in so ferne sie ein Uebel für mich und meine Geliebten ist, wird gewiß keines andern Gluckseligkeit vermehren. Die Wiedervereinigung aber, für uns ein so herrliches Gut! würde auch für alle theilnehmende Seelen ein Gut werden, und in ihnen ein Mitgefühl der dankbaren Liebe gegen Gott und der frohen Bewunderung seiner lieblichen Wege erwecken. Genug, eine gänzliche Aufhebung aller zärtlichen Verbindungen dieses Lebens, oder auch nur der meisten, kann unmöglich, als zum Plane der Vorsehung gehörig, in irgend einer Rücksicht, angenommen werden: so wenig man annehmen darf, daß Gott eine Art von Keimen könne gebildet haben, von denen doch keines je wirklich zur Entwicklung gelangen sollte.

Doch, vielleicht haben Sie bloß die möglichen Ausnahmen im Sinne gehabt, und nur eben das sagen wollen, was ich meinen Wilhelm sagen lasse, nehmlich: Es dürfte mancher vielleicht zu seinem höhern Glücke einen Weg zu gehn haben, der ihn

von seinem ehemaligen Freunde nothwendig entfernte. Dieß läßt sich nun, ich gestehe es, nicht so zuverlässig verneinen. Aber unwahrscheinlich bleibt es gleichwohl, daß auch nur eine edlere, vorzüglichere Freundschaft aus der besten Welt auf ewig vertilgt werden müßte; wenn gleich die Unmöglichkeit dieses Falles nicht zu beweisen steht. Eben, weil sich blos die Möglichkeit annehmen, die Wahrscheinlichkeit des wirklichen Erfolgs aber mit keinem bestimmten Grunde darthun läßt, eben deswegen hoffe ich schon zuversichtlich, daß es damit keine Gefahr habe. Und in dieser Zuversichtlichkeit darf ich so lange mit Vernunft beharren, als ich mir nur Vortheile, wichtige Vortheile der Wiedervereinigung, aber keinen einer ewigen Trennung, gedenken kann. Oder sollte vielleicht die Uebung der Seligen in tugendhafter Verläugnung ihrer sehnlichsten Wünsche, in standhafter Ertragung irgend eines Uebels, ein solcher Vortheil seyn? Was darauf zu antworten wäre, habe ich nachgehends noch meinem Gespräche einzuwe-

ben gesucht, und übergehe es also hier. Daß ich übrigens die schönen Vortheile einer Wiedervereinigung genannt habe, werden Sie selbst bereits gefunden haben. Dort, wo Sie solche noch nicht genannt fanden, war es freylich noch nicht vollständig geschehen: das ganze Gespräch sollte davon handeln. Vorläufig war es mit der von Niemand bezweifelten Wahrheit auch schon genug, die unsre Natur einem jeden von uns gelegentlich so sehr zu empfinden gibt, daß Wiedersehn Freude bringt. —

Ich beweise die große, überwiegende Wahrscheinlichkeit des gehofften Wiedersehns aus der Weisheit und Güte Gottes. In so ferne ich mir nehmlich jene Vortheile an sich gedenke, erwarte ich sie von der unendlichen Güte, die alles mögliche Glück ihrer Geschöpfe will; in so ferne ich sie, als übereinstimmend mit unsrer Natur, und in gegenseitiger Beziehung mit unsrer jetzigen Einrichtung, unsern Schicksalen hienieden, betrachte, hoffe ich sie von der Weisheit desjenigen, der nicht allein

nichts

nichts umsonst veranstaltet, sondern auch den vollkommensten moralischen sowohl als physischen, Zusammenhang liebt, und deswegen mein gegenwärtiges Schicksal auch meiner besondern Bestimmung in jener Welt gemäß eingerichtet hat. So muß, z. B. eine zärtliche Mutter oft so viel, ihres Kindes wegen, ertragen, nicht bloß, damit ihre Seelengüte vermehrt werde; sondern auch, damit sie in eben diesen Leiden künftig eine unmittelbare Quelle der schönsten Seligkeit finde; damit sie einst der dankbaren Liebe dieses Wesens genieße, und sich an dessen Vollkommenheiten ergötze, wie sie durch dessen Jammer gekränkt worden.

Sollte denn Wilhelm in der That eben so viel für seine Meynung, eines negativen Grundes wegen, haben, als Moritz für die seinige bey positiven Gründen? Bleibt das völlig unausgemacht, was nicht mit aller Strenge zu erweisen steht? Haben Sie wirklich in Wilhelms Namen gezeigt, daß, unter der Voraussetzung, es gehöre nun einmal eine ewig

dauernde Trennung zum göttlichen Plane, nichts wider Gottes Güte und Weisheit, noch wider die Natur unsrer Seele angenommen werde? Meines Erachtens haben Sie dieß eigentlich nicht gezeigt. Denn der ganze Beweis liegt in der Voraussetzung selbst, deren Zulässigkeit ich eben bestreite; woferne nehmlich Gott, der untrüglich Weise, es so bestimmt haben sollte. Ey ja! So betrübt es für uns seyn möchte, wollen wir doch der untrüglichen Weisheit in Demuth Recht lassen, wenn wider alle, noch so gegründet scheinende, Vermuthung, die Zukunft dennoch jene Voraussetzung wahr machen sollte. Aber noch finde ich keinen Grund, der sie rechtfertigte, oder die Wahrscheinlichkeit meiner entgegengesetzten Thesis wirklich schwächte. Bis dahin also lassen Sie uns getrost hoffen, ohne zu zweifeln.

Noch ein paar Gegenerinnerungen, liebster Freund, und ich bin fertig. Jedermann, sagt Moritz, würde mit Recht den Fühllosen verachten, der sich, ohne Hoffnung des Wiedersehns, und doch ganz ruhi-

ruhigen Muths, von seinen bewährten Freunden trennen könnte. Sie tadeln diesen Gedanken eben nicht; sind aber doch so gutmüthig — denn nur Gutmüthigkeit kann es bey Ihnen seyn, den ich jüngst noch bey dem Verluste eines liebenswürdigen Kindes so schmerzlich gerührt sah, — daß Sie sogar den Mann von unbeweglichem Phlegma deswegen nicht verachten möchten, weil er sich, seiner Natur gemäß, in ein solches Schicksal ruhig zu finden weiß. Doch wahrlich! eine träge Gleichgültigkeit gegen alles, und ein daraus entstehender Mangel des Wohlwollens sind verächtlich; so natürlich sie auch gewissen Leuten seyn mögen. Welcher schlimme Charakter ist nicht seinem Besitzer natürlich? Und warum sollte die Trägheit mehr Entschuldigung finden, als der Leichtsinn, dem es doch Niemand verzeihen wird, wenn er bald aller Zusagen, aller Verbindlichkeiten vergißt? Ein gesetzter und gelaßner Mann ist es nicht aus Unempfindlichkeit. Seine Empfindungen sind nur minder stark und feurig, oder seine

stär=

stärkere Vernunft weiß ihnen den Zügel anzulegen. — In dem Grade, und so lange zu trauern, ist freylich nicht Pflicht; aber Pflicht ist es, nicht gleichgültig, unempfindlich, nicht ohne wohlwollende, dankbare Gesinnungen zu seyn; denn dieß ist unedel.

Auch werfen Sie noch die Frage auf: ob nicht Gott unsre künftigen Schicksale schon dadurch unsern dankbaren Gesinnungen entsprechend machte, wenn er uns in Umstände versetzte, wo wir uns unsrer Geliebten und der von ihnen genoßnen Liebe oft und lebhaft zu erinnern Gelegenheit fänden? Ich muß gestehen, Freund, ich kann mich mit diesem Gedanken gar nicht vertragen. Freylich hat auch ein wehmüthiges Andenken an verlorne Freunde etwas süßes, und Sie könnten mit Theophron (*) wohl fragen: "Kann auch „die Erinnerung, wie geschäftig wir für „das Wohl eines geliebten Gegenstandes „gewesen sind, lebhafter erhalten werden, „als wenn sie sich durch ein schmerzhaftes Ge-

(*) S. Eberhards Amyntor p. 138.

„Gefühl, das die wohlthätige Hand der „Zeit mild und angenehm macht unserm „Innern so tief eingedrückt hat?" — Allein, ich werde, zur Antwort, dagegen fragen: ob Sie nicht den wiedergeschenkten Besitz ihres Lieblings dem wehmüthigen Vergnügen eines zärtlichen Andenkens vorziehen würden? und ob nicht ein solches zärtliches Andenken, wann jetzt alle Hoffnung eines künftigen Widersehens verschwunden wäre — diese Hoffnung, welche die Hand der Zeit mit einem lindernden Balsam versieht, ohne den sie gewiß minder wohlthätig wäre — ob nicht dann, sage ich, ein solches zärtliches Andenken Ihrem Herzen ungleich mehr Bedürfniß, als Befriedigung geben würde? Nein! Gott nehme mir entweder dieß Andenken ganz, oder lieber gebe er mir meine Freunde wieder und auch Sie!

Uebrigens, liebster Freund, muß ich wohl gestehen, daß ich selbst mit meiner Arbeit lange noch nicht zufrieden bin. Sie hat, in mehr, als einer Rücksicht, der Mängel so viele, denen ich nur nicht abzu-

zuhelfen gewußt habe. Ich werde mich indessen wohl hüten, sie vor Augen, die sie sonst vielleicht nicht bemerkten, mit eigner Hand aufzudecken. Dieß würde der christlichen Selbstliebe zuwider, und überdem eine unnöthige Mühe seyn: denn vermuthlich werden die worthabenden Herren des Publikums schon die Güte haben. — Bey meiner aufrichtigen Ehrfurcht gegen das Publikum, dem selbst Könige Ehrfurcht schuldig sind, und dem gleichwohl heut zu Tage so mancher Autor mit der frechsten Zuversicht unter die Augen tritt, habe ich lange Bedenken getragen, ihm diese Kleinigkeit anzubieten, auf die ich doch, aus dem nehmlichen Grunde allen möglichen Fleiß gewandt hatte. Allein, da ich mit dieser Kleinigkeit eben so eine Absicht habe, wie jener gute Lorenzo in Hannover mit seiner Dose von Horn: so habe ichs dennoch gewagt, und dieß rechnet sich meine Blödigkeit, als ein Verdienst, an. Habe ich damit nun zu viel gewagt — denn freylich kömmt es in meinem Falle etwas mehr, wie in jenem, auf die Dose

selbst an, und ich wünschte daher von Herzen, meine hier wäre von Gold und mit Juwelen besetzt! — ey nun, so hoffe ich Verzeihung von einem Publikum, das schon so oft, wo man es kaum erwarten durfte, Gnade vor Recht ergehen ließ. Denn Sie und meine übrigen Freunde meynten, als ich hierüber mit ihnen zu Rathe ging, es wären noch weit schlechtre Sachen mit großmüthiger Nachsicht von ihm aufgenommen worden. Nun darf sich zwar sonst ein Autor, was seine Autorschaft betrifft, auf gute Freunde eben nicht sehr verlassen; aber dieß ist doch so gewiß wahr, als daß ich bin

Ihr

aufrichtigster Freund.

E.

Druckfehler.

Seite 12. Zeile 3. Statt Reitzen, ließ Reigen.
– – Zeile 14. Statt an dergleichen Scenen zu sehr gewöhnt, ließ durch dergleichen Scenen zu sehr verwöhnt.

Druckfehler.

Seite 12. Zeile 3. Statt Reitzen, ließ Reigen.
-- -- Zeile 14. Statt an dergleichen Scenen zu sehr gewöhnt, ließ durch dergleichen Scenen zu sehr verwöhnt.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Engel, Karl Christian,

Wir werden uns wiedersehen Eine Unterredung nebst einer Elegie

Göttingen 1787

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Germ.308(1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11090706-5
VD18 12546186-001